

Signs of Safety - Stärken und Schwächen des Konzepts für den Einsatz im Kinderschutz: Bd. 3, Fachkonzepte und Qualitätssicherung; Expertise

Kindler, Heinz

Veröffentlichungsversion / Published Version

Gutachten / expert report

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Kindler, H. (2023). *Signs of Safety - Stärken und Schwächen des Konzepts für den Einsatz im Kinderschutz: Bd. 3, Fachkonzepte und Qualitätssicherung; Expertise*. München: Deutsches Jugendinstitut e.V.. <https://doi.org/10.36189/DJI202334>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu den CC-Lizenzen finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY Licence (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0>



Deutsches
Jugendinstitut

Expertise

Heinz Kindler

Signs of Safety – Stärken und Schwächen des Konzepts für den Einsatz im Kinderschutz

Band 3: Fachkonzepte und Qualitätssicherung

Forschung zu Kindern, Jugendlichen und Familien an der Schnittstelle von Wissenschaft, Politik und Fachpraxis

Das Deutsche Jugendinstitut e.V. (DJI) ist eines der größten sozialwissenschaftlichen Forschungsinstitute Europas. Seit 60 Jahren erforscht es die Lebenslagen von Kindern, Jugendlichen und Familien, berät Bund, Länder und Gemeinden und liefert wichtige Impulse für die Fachpraxis.

Aktuell sind an den beiden Standorten München und Halle (Saale) etwa 470 Beschäftigte tätig, darunter rund 280 Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler.

Finanziert wird das DJI überwiegend aus Mitteln des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend (BMFSFJ) und den Bundesländern. Weitere Zuwendungen erhält es im Rahmen von Projektförderungen u.a. vom Bundesministerium für Bildung und Forschung (BMBF), der Europäischen Kommission, Stiftungen und anderen Institutionen der Wissenschaftsförderung.

Die vorliegende Expertise entstand im Rahmen des DJI-Projekts "Qualitätsentwicklung im Kinderschutz in Baden-Württemberg". Das Projekt wurde vom Ministerium für Soziales und Integration Baden-Württemberg gefördert und erstreckte sich von Juli 2018 bis Dezember 2020. Die Expertise wurde im Zeitraum 2019–2020 verfasst. Nähere Informationen zum Projekt finden Sie auf der Projekthomepage: www.dji.de/QuaKi

Impressum



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Der Text dieser Publikation wird unter der Lizenz Creative Commons Namensnennung 4.0 International (CC BY 4.0) veröffentlicht. Den vollständigen Lizenztext finden Sie unter: <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/legalcode.de>

© 2023 Deutsches Jugendinstitut e.V.

Deutsches Jugendinstitut
Nockherstraße 2
81541 München
www.dji.de

Grafik: graphodata GmbH

Datum der Veröffentlichung: 23.10.23

ISBN: 978-3-86379-487-3

DOI: 10.36189/DJI202334

Autor:

Prof. Dr. Heinz Kindler
Deutsches Jugendinstitut
Nockherstr. 2
81541 München
Telefon: 089 62306-245
E-Mail: kindler@dji.de

Inhalt

1. Einleitung	4
2. Der Ansatz von „Signs-of-Safety“	5
2.1 Arbeitsprinzipien	5
2.2 Risikoeinschätzung als bestimmendes Thema und konstruktive Praxis	6
2.3 Konzeptuelle Unterscheidungen zwischen Schädigung und Gefährdung sowie zwischen Stärken und Schutz	6
2.4 Methoden im Signs-of-Safety-Ansatz: Die Falllandkarte	8
2.5 Methoden im Signs-of-Safety-Ansatz: Die 3-Häuser-Methode	14
2.6 Der Prozess der Sicherheitsplanung	15
3. Evaluationen und andere relevante empirische Befunde	16
3.1 Positive Veränderungen in familiärer Fürsorge und Erziehung bei Familien im Kinderschutz	18
3.2 Die erneute Gefährdung	19
3.3 Die Arbeitsbeziehung zu Eltern in Kinderschutzfällen	23
3.4 Die Partizipation von Kindern in Kinderschutzverfahren	24
3.5 Aspekte der Arbeitszufriedenheit von Kinderschutzfachkräften	25
3.6 Zusammenfassung der Ergebnisse bisheriger Evaluationsstudien	26
4. Rechtliche und konzeptuelle Fragen, Herausforderungen bei der Implementation	27
4.1 Kompatibilität mit dem Kinderschutz- und Jugendhilferecht in Deutschland	27
4.2 Menschenbild, Problemverständnis und der Theorie von Veränderung	28
4.3 Herausforderungen und Fallstricke der Implementation	33
5. Zusammenfassende Bewertung	34
6. Literaturverzeichnis	36

1.

Einleitung

In einem 1998 veröffentlichten Vortragsmanuskript beschrieb Andrew Turnell, der seit 1992 zusammen mit Steve Edwards und Fachkräften aus der australischen Kinderschutzpraxis den „Signs-of-Safety“-Ansatz entwickelt hatte, Verlauf und Hintergründe des Entstehungsprozesses (Turnell 1998). Turnell, der selbst Ausbildungen als Sozialarbeiter und in Kurzzeitfamilientherapie absolviert hat, schildert darin als wesentliches Motiv hinter der Entwicklung des Ansatzes den Wunsch, Paternalismus (d. h. eine Einstellung, die einseitig die Einschätzungs- und Lösungskompetenz von Fachkräften betont) im Kinderschutz zu überwinden und zu einem partnerschaftlicheren Umgang mit Familien zu finden. Trotz im Kinderschutz vorhandener Machtunterschiede zwischen Fachkräften und Familien wurde über das Finden gemeinsamer Ziele eine Chance gesehen, zu einer Partnerschaft zu finden. Zudem wurde auf der Grundlage von Positionen des Konstruktivismus, die in der Familientherapie verbreitet sind und die davon ausgehen, dass soziale Wirklichkeiten nie gänzlich objektiv eingeschätzt werden können, sondern stets Konstruktionen beinhalten oder sogar hauptsächlich daraus bestehen (für eine zustimmende Einführung siehe Simon 2020, für eine Kritik siehe Boghossian 2013), die Haltung entwickelt, wonach Fachkräfte sich zwar eine Einschätzung zur Gefährdungslage eines Kindes erarbeiten können, sie aber stets bereit sein müssen, sich durch Perspektiven einer Familie in Frage stellen zu lassen und endgültige Einschätzungen unmöglich sind.¹

Der Ansatz hat ausgehend von Australien eine gewisse Verbreitung in der angloamerikanischen Welt, in Skandinavien und zuletzt auch im deutschsprachigen Raum erfahren. Welche Rolle das Konzept in den genannten Kinderschutzsystemen tatsächlich spielt, ist allerdings schwer zu beurteilen. Turnell (1998) erkennt zudem ausdrücklich an, dass auch andere Arbeitsansätze im Kinderschutz einen eher partnerschaftlichen Umgang mit Familien anstreben. Als Beispiel nennt er das Konzept der Familiengruppenkonferenzen (family group conferences) (z.B. Rogers/Parkinson 2018). In Deutschland wären vermutlich auch Ansätze, die den Kinderschutzzentren nahestehen, als verwandt zu bezeichnen (z. B. Stadtjugendamt Erlangen/Gedik/Wolff 2018).

Der Signs-of-Safety-Ansatz und eine entsprechende Kinderschutzpraxis werden in zwei englischsprachigen Büchern ausführlicher dargestellt (Turnell/Edwards 1999; Turnell/Essex 2006). Auf Deutsch liegt die Übersetzung eines einführenden Textes vor (Turnell 2012a, Übersetzung König/Jäger/Peters). Weitere Informationen, einschließlich mehrerer Lehrvideos, finden sich auf einer Homepage (www.solutions-centre.org).

Diese Expertise enthält, nach dieser Einleitung, zunächst eine kondensierte Darstellung des Ansatzes (Abschnitt 2), beschreibt dann vorliegende Evaluationen und weitere relevante empirische Befunde (Abschnitt 3) und endet mit einigen Diskussionspunkten, u. a. zum Menschenbild des Ansatzes und der Anschlussfähigkeit an die Rechtslage in Deutschland, sowie einer vorläufigen zusammenfassenden Bewertung (Abschnitt 4).

¹ „[W]e seek to train workers to make judgements based on the best balance of detailed information and to also continually be willing to make these judgements vulnerable to the perspectives of the service recipient and recognize that although they must make judgments they can never make the final judgement (Turnell 1998, S. 4-5).

Der Ansatz von „Signs-of-Safety“

2.1 Arbeitsprinzipien

Die durchgesehenen Darstellungen des „Signs-of-Safety“-Ansatzes enthalten alle Erläuterungen zu Grundgedanken oder **Arbeitsprinzipien**. Welche hier genannt werden, unterlag im Verlauf der Zeit aber einem Wandel. In einem frühen Aufsatz nannten Turnell und Edwards beispielsweise mehrere Grundgedanken, die unmittelbare Übernahmen aus der lösungsorientierten Kurzzeitfamilientherapie (für eine Einführung siehe De Jong/Kim Berg 2013) darstellten (Turnell/Edwards 1997). Dies traf etwa zu für die große Bedeutung, die Fragen nach positiven Ausnahmen (bei denen Probleme nicht aufgetreten waren) zugemessen wurde, den intensiven Blick auf Stärken und Ressourcen der Familie sowie den sehr empfohlenen Einsatz von Skalierungsfragen (z. B. auf einer Skala von 1 bis 10, wie sehr sind die bereit, ihre Tochter zu schützen). Als weitere Grundgedanken nennen Turnell und Edwards (1997) die notwendige Exploration der Haltung aller Familienmitglieder gegenüber der Gefährdung, die sorgfältige Auswahl gemeinsamer und realistischer Ziele sowie das Prinzip, Maßnahmen auf der tatsächlichen Veränderungsbereitschaft und dem tatsächlich noch vorhandenen Vertrauen zwischen den Familienmitgliedern aufzubauen. Fünfzehn Jahre später waren die genannten Arbeitsprinzipien kondensierter und etwas abstrakter. Im Einführungstext von Turnell (2012a) finden sich drei davon:

- **Konstruktive Beziehungen zwischen Fachkräften und Familie sowie unter Fachkräften als Grundlage effektiver Kinderschutzpraxis:** Positive Beziehungen, insbesondere zur Familie, werden als Grundlage von Veränderung angesehen, allerdings wird festgehalten, wenn auch nicht näher erläutert, dies dürfe im Kinderschutz nicht zu einer naiven Herangehensweise führen. Misshandelndes Verhalten dürfe nicht übersehen oder bagatellisiert werden.
- **Kritisch denken, eine fragende Haltung pflegen:** Unter Rückgriff auf Arbeiten von Eileen Munro, einer wesentlichen Kinderschutzforscherin in England (für eine Einführung in ihr Werk siehe Munro 2019) wird erklärt, immer bereit zu sein, die eigene Sichtweise auf eine Familie zu überdenken und zu hinterfragen, schütze grundlegend vor Fehlentscheidungen und ermögliche konstruktive Beziehungen mit Personen, die eine andere Sichtweise einnehmen.
- **Entwicklung Hand in Hand mit der Praxis:** Ausgehend von dem Gedanken, es gebe in der Öffentlichkeit, im akademischen Raum und bei Leitungsebenen eine kontraproduktive Neigung, genau zu wissen, wie die Fachkräfte Kinderschutz betreiben sollten, nimmt der Signs-of-Safety-Ansatz für sich in Anspruch, gemeinsam mit der Praxis entwickelt worden und für weitere Anpassungen offen zu sein.

2.2 Risikoeinschätzung als bestimmendes Thema und konstruktive Praxis

Der Signs-of-Safety-Ansatz hält sich zugute, das Thema der kontinuierlichen Risikoeinschätzung als bestimmendes Thema im Kinderschutz anzuerkennen, aber in ein Element konstruktiver Praxis zu verwandeln. Darin, so Turnell (2012a), unterscheidet sich das Konzept von manchen anderen lösungs- oder ressourcenorientierten Herangehensweisen, die jeder Art von Risikoeinschätzung sehr skeptisch gegenüberstehen würden. Gleichzeitig grenzt sich der Signs-of-Safety-Ansatz aber auch von einer als dominierend wahrgenommenen Kinderschutzpraxis ab, die rein darauf abziele, Risiken zu vermeiden und Fachkräfte abzusichern. Risiken im Kinderschutz, so Turnell (2012a), sollten nicht nur unter dem Blickwinkel möglicher Gefahr und Schädigung, sondern auch unter dem Blickwinkel eines möglichen Erfolgs für Kinder und Familien durch eine kompetente Kinderschutzpraxis gesehen werden.

Die Grundidee für eine „umfassende Risikoeinschätzung“ (Turnell 2012a, S. 26) ist es gleichzeitig „forensisch und klinisch ausgerichtet“ zu sein (ebd.), also einerseits bereits entstandene Schädigungen und weiterbestehende Gefahren, andererseits aber auch „Stärken und Sicherheit“ (ebd.) in den Blick zu nehmen. Zudem solle sowohl professionelles Wissen als auch Wissen und Klugheit der Familie in die Einschätzung einfließen. „Wissen und Klugheit“ der Familie könnten deshalb einfließen, weil die Risikoeinschätzung „mit der vollen Beteiligung aller Betroffenen“ (Turnell, 2012a, S. 27) erfolge. Dies gelte auch für Kinder. Eben weil alle beteiligt würden, könne auch von einem ganzheitlichen Vorgehen gesprochen werden.

2.3 Konzeptuelle Unterscheidungen zwischen Schädigung und Gefährdung sowie zwischen Stärken und Schutz

Für die Risikoeinschätzung im Signs-of-Safety-Ansatz spielen zwei Unterscheidungen eine Rolle, die nicht gänzlich alltäglich sind und daher kurz erläutert werden. Zunächst wird zwischen Schaden bzw. Schädigung und Gefährdung unterschieden. Schädigung meint dabei in der Vergangenheit durch Vernachlässigung, Misshandlung oder Missbrauch entstandene Beeinträchtigungen (z. B. Verletzungen durch eine Misshandlung, Zahnschäden durch Vernachlässigung oder Traumatisierung durch sexuellen Missbrauch). Der Begriff der Gefährdung zielt dagegen auf die Zukunft. Gefährdung soll durch eine möglichst qualifizierte Vorhersage (erneuter) Vernachlässigung und Misshandlung bzw. (erneuten) Missbrauchs eingeschätzt

werden. Die Unterscheidung zwischen Schädigung und Gefährdung dürfte vielen Fachkräften in Deutschland insofern vertraut sein, als der Begriff der Kindeswohlgefährdung in § 1666 BGB bzw. § 8a SGB VIII ebenfalls zukunftsbezogen, also im Hinblick auf (weitere) drohende Schädigungen verstanden wird und damit eine weitgehende Übereinstimmung mit der Begrifflichkeit im Signs-of-Safety-Ansatz aufweist. Auch Schädigung (seltener: Schaden) wird im deutschen Kinderschutzrecht ähnlich verstanden. Eine bereits eingetretene Schädigung ist im Rahmen der Gefährdungseinschätzung wichtig, insoweit sie etwas über drohende weitere oder fortgesetzte Schädigungen aussagt.

Ein Fokus auf Stärken und Ressourcen von Klienten bzw. Familien wird zwar im Recht nicht ausdrücklich erwähnt, in der Jugendhilfe und allgemeiner in der Sozialen Arbeit konzeptuell nahezu durchgängig befürwortet (z. B. Simmons u. a. 2016; Möbius/Friedrich 2010). Wiederholt, auch im Kinderschutz (z. B. Oliver 2017) beklagte Probleme, diesen Fokus in der Praxis umzusetzen und durchzuhalten, sind möglicherweise mit darauf zurückzuführen, dass es sich als überraschend schwierig erwiesen hat, Stärken und Ressourcen gut zu definieren und empirisch zu fassen. Die ausgleichende Betonung von sowohl Gefährdung als auch Schutz scheint ein Teil der Attraktivität des Signs-of-Safety-Ansatzes für Praktiker zu sein (Baginsky u. a. 2017). Allerdings ist es uns, zumindest in den durchgesehenen Veröffentlichungen zum Signs-of-Safety-Ansatz, nicht gelungen, eine Definition des Konzepts von „Stärken“ zu finden, sodass wir vermuten, dass der Begriff eher alltagssprachlich für Fallmerkmale, die zumindest von einer Seite positiv empfunden werden, verwendet wird. Das Konzept von „Schutz“ wird aber definiert, und zwar als Stärken, die bezogen auf im Raum stehende Gefährdungen über einen längeren Zeitraum im beobachtbaren Verhalten eine schützende Wirkung demonstrieren haben (z. B. Turnell 2012a). Die in dieser Definition enthaltene Anforderung an das Verständnis von Gefährdungsdynamiken ist hoch. Kommt es etwa in den ersten Monaten nach dem misshandlungsbedingten Krankenhausaufenthalt eines Kindes während eines laufenden 8a-Verfahrens, mehrerer ärztlicher Nachsorgetermine und des kurzfristigen Einsatzes einer Familienhelferin nicht zu einer erneuten Misshandlung, so lässt sich sinnvoll fragen, ob das 8a-Verfahren und die damit verbundene Aufmerksamkeit, die ärztlichen Nachsorgetermine, die Hausbesuche durch die Familienhilfe und dazugehörigen unterstützenden Gespräche mit der Mutter, das Erschrecken der Eltern über die Verletzungen des Kindes oder alle Faktoren zusammen damit eine schützende Wirkung „demonstrieren“ haben oder ob die Gefährdung unverändert fortbesteht und sich in diesen Monaten einfach nicht genügend Enttäuschung und Wut auf das Kind aufgestaut hat, wie es vielleicht eine „cycle of violence“-Theorie der Gewalt vorhersagen würde. Etwas abstrakter gesprochen, ist die Bestimmung von schützenden Faktoren deshalb so schwierig, weil hier im Einzelfall entweder notwendig spekulatives kontrafaktisches Denken gefordert ist (z. B. was wäre gewesen, wenn es die Familienhilfe nicht gegeben hätte) oder schwer zu erlangende belastbare Informationen zu Regel-Ausnahme-Verhältnissen benötigt werden (z. B. was war an der Misshandlungssituation tatsächlich besonders und

auch ursächlich, was sich zukünftig verhindern lässt). Ausführlichere Erläuterungen zur Bestimmung schützender Faktoren haben wir in den von uns herangezogenen Veröffentlichungen nicht gefunden, aber die in der Signs-of-Safety-Literatur häufig zur Erläuterung eingesetzten Fallbeispiele lassen uns vermuten, dass die Anforderungen an die Bestimmung schützender Faktoren nicht allzu hochgeschraubt werden dürfen. In einem Fallbeispiel aus der ersten umfassenden Darstellung des Signs-of-Safety-Ansatzes (Turnell/Edwards 1999) mit einem Säugling, bei dem ein misshandlungsverdächtiger Armbruch und zwei gebrochene Rippen festgestellt wurden, nachdem die sehr junge Mutter der Aufforderung einer Vorstellung ihres Kindes in der Klinik sehr zögerlich gefolgt war, wurden etwa relativ umstandslos mehrere schützende Faktoren eingetragen: Gesundheit des Säuglings wird jetzt in der Klinik überwacht, Klinik beobachtet insgesamt gute Fürsorge der Mutter und eine positive Mutter-Kind Beziehung, Mutter äußert Zuneigung zum Kind, Kind ist körperlich nicht vernachlässigt und nicht entwicklungsverzögert, Mutter will Kind behalten und ist bereit, beim Kind im Krankenhaus zu bleiben, und Mutter ist bereit, mit dem Jugendamt zu sprechen. Für keinen dieser Punkte lässt sich in irgendeiner strikten Weise behaupten, ein schützender Effekt sei über längere Zeit tatsächlich „demonstriert“ worden, auch wenn alle Punkte eine gewisse Plausibilität als positive Fallmerkmale aufweisen. Vermutlich sind nicht allzu hohe Anforderungen an die Identifikation von schützenden Faktoren aber deshalb kein Problem, weil Turnell und Edwards (1999) gar nicht behaupten, dass durch die Bestimmung schützender Faktoren die Vorhersage der Wahrscheinlichkeit von (weiteren) Gefährdungseignissen treffsicherer werde. An den entsprechenden Stellen in ihrem Buch (Turnell/Edwards 1999, S. 61–67, 100–107) argumentieren sie vielmehr, das Erkennen und Besprechen von Stärken und schützenden Faktoren trage zu einer positiven Beziehung zu den Eltern bei, schaffe eine ausgewogenere Sicht auf die Familie und helfe vor allem, Lösungsansätze zu entwickeln.

2.4 Methoden im Signs-of-Safety-Ansatz: Die Falllandkarte

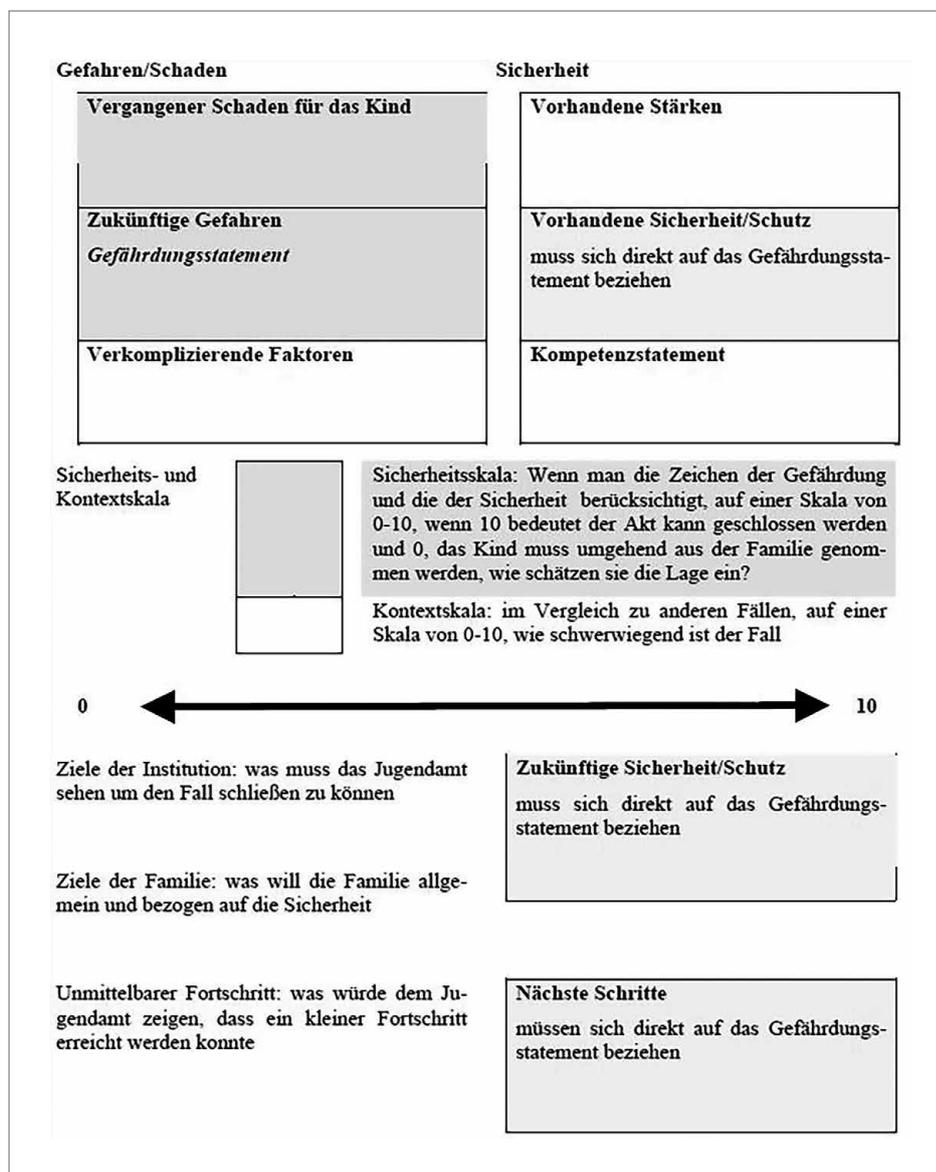
Mit dem Erstellen der Falllandkarte, in der Sprache des Signs-of-Safety-Ansatzes auch als „mapping“ bezeichnet, erfolgt die als zentral angesehene Risikoeinschätzung. Die Falllandkarte wird als „methodisches Kernstück“ (Roessler/Gaiswinkler 2012, S. 231) verstanden und dient als Grundlage und Brücke zur anschließenden Sicherheitsplanung. In der Falllandkarte werden insbesondere die Antworten auf vier Kernfragen zusammengetragen und veranschaulicht (Turnell, 2012a, S. 27):

- Worum sorgen wir uns (Schädigung und Gefährdung)?
- Was läuft gut (Stärken und Schutz)?
- Was muss passieren (zukünftige Sicherheit)?

- Wo stehen wir auf einer Skala von 0 bis 10 (0=weitere Misshandlung sicher/ sofortige Herausnahme nötig, 10=Fall kann abgeschlossen werden)?

In der einfachsten Form der Veranschaulichung stellen die Antworten auf die ersten drei Fragen drei Spalten auf einem Blatt Papier dar, ergänzt um die darunter stehende Antwort auf die Skalierungsfrage (Frage 4). Es gibt aber auch etwas weiter ausdifferenzierte Falllandkarten, etwa das nachfolgende Beispiel aus Roessler und Gaiswinkler (2012, S. 233):

Abb. 1: Beispiel für eine Falllandkarte



Quelle: Roessler und Gaiswinkler 2012, S. 233

Weitgehend identische Vordrucke für Falllandkarten, nur in englischer Sprache, finden sich in Originalveröffentlichungen aus dem Signs-of-Safety-Ansatz (z. B. Turnell 2012b, S. 10). Im Verfahren ist in der linken Spalte von einem „**Gefährdungsstatement**“ die Rede. Dabei geht es um eine möglichst klare und einfache Aussage darüber, was die grundlegenden Befürchtungen bzw. Sorgen im ASD bzw. bei anderen Beteiligten sind, was dem Kind oder den Kindern zustoßen könnte, wenn sich die Situation nicht verbessert (z. B. in Anlehnung an Turnell 2012b, S. 12: Die Fachkraft ist besorgt, dass die Kinder wirklich verängstigt und vielleicht sogar geschädigt werden könnten, wenn die beiden Eltern weiter Drogen nehmen und deshalb die Kinder weder beaufsichtigen noch versorgen können). Turnell (2012b, S. 11) vertritt die Position, dass frühere Gefährdungssituationen der beste Vorhersagefaktor für spätere Gefährdung sind. Daher sind die, ebenfalls in der linken Spalte einzutragenden **Schädigungen** für das Gefährdungsstatement von großer Bedeutung. Turnell (2012b, S. 11) empfiehlt, möglichst klar festzuhalten, welche Ereignisse im Fall Kinderschutzbedenken begründen. Dabei muss die Brücke zwischen dem Verhalten der Eltern und dem Wohlergehen des Kindes geschlagen werden (also z. B. nicht: Die Eltern trinken, sondern: Die Eltern trinken, weshalb sie ihren 3-jährigen Sohn nicht beaufsichtigen, nicht regelmäßig versorgen und nicht regelmäßig zum Kindergarten bringen können, wodurch der Junge verängstigt wird, Entwicklungsrückstände entwickelt hat und möglicherweise gefährlichen Situationen ausgesetzt war). In der Falllandkarte ist in der Spalte mit Schädigung und Gefährdungsstatement weiter ein Feld für „**verkomplizierende Faktoren**“ vorgesehen. Eine allgemeinere Definition, was hiermit gemeint ist, haben wir nicht gefunden, und es wird eingeräumt, dass die Abgrenzung von der Gefährdung schwierig sein kann (Turnell 2012b, S. 13). In den Fallbeispielen werden chronische Belastungsfaktoren (z. B. Armut, psychische Erkrankungen), negative Erfahrungen der Familie mit dem Kinderschutz- bzw. Hilfesystem sowie sehr komplexe oder dysfunktionale Hilfesysteme als Beispiele für verkomplizierende Faktoren angeführt. In der rechten Spalte der Falllandkarte sollen **Stärken und schützende Faktoren** eingetragen werden. Wie bereits erwähnt, haben wir keine über den alltagssprachlichen Gebrauch hinausgehende Definition oder Systematik von Stärken in den durchgesehenen Veröffentlichungen zu Signs-of-Safety gefunden. Eine zwangsläufig einengende Definition von Stärken würde auch nicht gut zu der Herangehensweise im Ansatz passen, die die Formulierung von Stärken stark unter dem Aspekt der Beziehungsförderung sieht. Turnell (2012b, S. 15) führt bei der Beschreibung von Stärken etwa aus: „Diese positiven Merkmale zu finden (egal wie gering sie sein mögen), gibt ihnen etwas, was sie bei den Familienmitgliedern wertschätzen können und worüber sie sie einbeziehen können, etwas das Hoffnung kreiert und eine Grundlage bietet, auf der es möglich ist, über die schwierigen Dinge zu sprechen.“² Gleichzeitig wird davor gewarnt, bei den schützenden Faktoren Stärken aufzuführen, die keinen Zusammenhang zur Sicherheit des Kindes aufweisen. Turnell (2012b, S. 15) empfiehlt, sich hierfür die Frage zu stellen, inwieweit ein Faktor helfe, die Situation für das Kind besser und sicherer zu machen. Da das Entdecken von Stärken bzw. schützenden Faktoren

² Finding these positives (no matter how small) gives you something to honour family members with and engage them with, which creates hope and a foundation on which it is possible to talk about the hard things (Turnell 2012b, S. 15).

als ein Kernelement des Ansatzes gesehen wird, finden sich in den verschiedenen Veröffentlichungen eine Reihe von Vorschlägen dazu, welche Sichtweisen und Fragen Fachkräften helfen können, Stärken bzw. schützende Faktoren im Fall zu erkennen. Ohne Vollständigkeit garantieren zu wollen, zählen etwa folgende Punkte zu den Anregungen, um Stärken bzw. schützende Faktoren erkennen oder erfragen zu können:

- gezielter Blick der Fachkraft auf für sie wahrnehmbare positive Seiten, Fähigkeiten und Beziehungen der Eltern;
- gezielte Fragen an Eltern, Kinder und ggf. Umfeld nach von ihnen wahrgenommenen positiven Seiten, Fähigkeiten und Beziehungen der Eltern;
- gezielte Fragen an Eltern nach positiven Visionen für das Familienleben bzw. innerer Distanz zu Problemverhaltensweisen (z. B. Turnell/Edwards 1999, S. 64: Eine Stärke sei es, wenn eine Mutter den Mut habe zuzugeben, dass sie den Umstand hasst, ihr Kind zu schlagen und einzuschüchtern);
- auf das Positive inmitten von Problembeschreibungen achten (z. B. Turnell 2012b, S. 14: Eine Mutter, die 30 % der Termine nicht einhalten kann, schafft dies anders betrachtet in 70 % der Fälle, was als Stärke formuliert werden kann);
- Suche nach Regel-Ausnahme Verhältnissen und deren Hintergründen (z.B. Turnell/Edwards 1997, S. 182: Wie gelingt es einem Elternteil, manchmal nicht zuzuschlagen, obwohl er/sie auf das Kind wütend wird?);
- Frage nach möglicherweise erwartbaren, aber doch nicht aufgetretenen Problemen (z. B. Turnell 2012b, S.14: Eine depressive, isolierte und überforderte Mutter schafft es, sich von gewalttätigen Partnerschaften fernzuhalten);
- Fokus auf Beziehungen in der Familie und im Umfeld, die aktiviert bzw. gestärkt werden können und die zur Sicherheit des Kindes beitragen.

Roessler und Gaiswinkler (2012, S. 235) schlagen, zusätzlich zum Festhalten von Stärken bzw. schützenden Faktoren vor, ein „Kompetenzstatement“, parallel zum Gefährdungsstatement, auf der Grundlage der festgehaltenen Stärken und schützenden Faktoren zu formulieren. Sie merken jedoch an, dass dies im Ansatz von Turnell und Edwards (2006) nicht ausdrücklich vorgesehen ist.

Das nächste Element der Falllandkarte bilden zwei sogenannte „**Skalierungen**“. Bei der ersten Skalierung geht es um eine zusammenfassende Bewertung der Sicherheit eines Kindes (**Sicherheitsskala**), die auf einer Skala von 0 (sofortige Herausnahme des Kindes erforderlich/weitere Gefährdungsereignisse sind sicher) bis 10 (Fall kann abgeschlossen werden/Kind kann rückgeführt werden) von der fallführenden Fachkraft eingeschätzt werden soll. Turnell (2012b, S. 16) sieht eine solche zusammenfassende Bewertung (judgement) der Fachkraft als Abschluss der Risikoanalyse an, begründet dies aber nicht weiter. Er empfiehlt, nach einer solchen zusammenfassenden Bewertung im Team zu besprechen, warum die Bewertung besser als die schlechteste Bewertung ist, ob die Bewertung vor einiger Zeit anders gewesen wäre, ob alle eingetragenen Schädigungen und

Gefährdungen in die Bewertung eingeflossen sind und wie andere Fachkräfte im Netzwerk sowie die Familienmitglieder die Sicherheit des Kindes wohl einschätzen würden. In älteren Veröffentlichungen (Turnell/Edwards 1999, S. 74) wird die Skalierungsfrage noch stark als Mittel in der Arbeit mit der Familie beschrieben. Es wird argumentiert, dass die Beschreibung von Sicherheit auf einem Kontinuum deshalb therapeutisch günstig sei, weil sie automatisch eine Idee positiver Veränderbarkeit transportiere. In einem Teil der Signs-of-Safety-Literatur wird empfohlen, die fallzuständige Fachkraft solle noch eine zweite Skalierungsfrage beantworten und im Team diskutieren. Bei dieser zweiten Skalierungsfrage geht es darum, den Fall zu kontextualisieren, indem er hinsichtlich des Schweregrades in den Kontext der anderen Kinderschutzfälle des ASD eingeordnet wird.³ Es wird daher von der „**Kontextskala**“ gesprochen.

Große Aufmerksamkeit beim Erstellen der Falllandkarte gilt dem Formulieren von **Zielen**, wobei zwischen Zielen der ASD-Fachkraft und Zielen der Familie unterschieden wird. Bezüglich der **Ziele der ASD-Fachkraft** lautet die gestellte Frage, welche Veränderungen in der Familie sichtbar werden müssen, damit gefährdete Kinder aus Sicht der Fachkraft dort sicher sind und es sich daher nicht mehr um einen Gefährdungsfall handelt. Turnell (2012b, S. 18) weist darauf hin, dass die Inanspruchnahme von Hilfen kein Ziel im beschriebenen Sinn darstellen kann, sondern allenfalls ein Mittel, um das Erreichen bestimmter Ziele zu unterstützen. Skeptisch äußert er sich auch über ausschließlich negative Ziele, d. h. Ziele, in denen es nur darum geht, was nicht mehr passieren soll (z. B. die Eltern sollten aufhören, das Kind zu misshandeln). Es sei wichtig, Verhaltensziele ins Auge zu fassen, die eine positive Vision des Familienlebens unterstützen könnten (z. B. die Eltern sollten über einen bestimmten Zeitraum zeigen, dass sie ihrem Kind verbal Grenzen setzen könnten). Turnell (2012b, S. 18) geht davon aus, dass die Antwort auf die Frage nach den Zielen, die erfüllt sein müssen, damit Kinder als sicher angesehen werden und Gefährdungsfälle beendet werden, für Fachkräfte sehr schwer zu geben ist, weil sie sich damit festlegen und dafür ggf. auch die Verantwortung übernehmen müssen. Trotzdem hält er diesen Schritt für notwendig, weil Eltern ansonsten nie wissen könnten, was der ASD eigentlich von ihnen wolle. Soweit wir sehen können, werden in den Veröffentlichungen aus dem Signs-of-Safety-Ansatz zwar verschiedene Vorschläge gemacht, wie Ziele der ASD-Fachkräfte formuliert werden können. Insbesondere wird darauf hingewiesen, dass Ziele für die Familie verständlich sein müssen und beobachtbare Verhaltensweisen enthalten sollten (z. B. Turnell 2012a, S. 31), es finden sich aber keine Hinweise dazu, welche Veränderungen denn für die Sicherheit von Kindern bzw. die Vermeidung erneuter Gefährdung besonders wichtig sind. Vielmehr scheint davon ausgegangen zu werden, dass Fachkräfte hier über die erforderlichen Kenntnisse bzw. Intuitionen verfügen. Allerdings ist dieses Problem alles andere als trivial und berührt viele Wissensfragen. Sollte etwa bei einer Mutter, die selbst als Kind und Jugendliche traumatisiert wurde, ein Ziel darin bestehen, dass sie sich mit ihren traumatischen Erfahrungen beschäftigt und lernt, die Erinnerungen daran so in ihr Leben zu integrieren, dass sie ihr Fürsorge-

3 Bei Roessler und Gaiswinkler (2012, S. 240) lautet die zu dieser Skala gestellte Frage: „Im Vergleich zu anderen Fällen, auf einer Skala von 0-10, wie schwerwiegend ist der Fall?“ Bei Turnell (2012b, S. 10) lautet die Aufforderung: „Rate this case on a scale of 0-10, where 10 means this is not a situation where any action would be taken and 0 means this is the worst case of child abuse/neglect the agency has seen.“

und Erziehungsverhalten nicht mehr beeinträchtigen, oder greift dieses Ziel zu sehr in den persönlichen Bereich der Mutter ein? Ist es bei Eltern mit einer Abhängigkeit von Suchtstoffen realistisch, einen kontrollierten Gebrauch als Ziel zu formulieren, oder kann das Ziel nur in einer positiven Freizeit- und Lebensgestaltung ohne den Suchtstoff bestehen? Falls letzteres, nach welchen Zeiträumen sinkt die Rückfallwahrscheinlichkeit, und welche Zeiträume vermitteln allenfalls Scheinsicherheit? Welche positiven Ziele lassen sich bei innerfamiliären Missbrauchstätern formulieren? Reicht es aus, hier beim Täter eine sichtbar werdende Empathie mit Opfern und ein Erarbeiten von individuellen Rückfallvermeidungsstrategien sowie bei nicht missbrauchenden Elternteilen eine stabile und mit Durchsetzungsfähigkeit hinterlegte Entschlossenheit, das Kind zu schützen, als Ziel zu formulieren?

Vor allem in den etwas älteren Veröffentlichungen aus dem Signs-of-Safety-Ansatz wird auch ausführlich auf die Erarbeitung von **Zielen der Eltern** eingegangen. Turnell und Edwards (1999, S. 68) argumentieren, Eltern seien wesentlich eher bereit, eigene Ziele umzusetzen, wie sie die Sicherheit ihrer Kinder erhöhen könnten, als Ziele des Jugendamtes. Entsprechend schlagen Turnell und Edwards (1999, S. 68–69) eine ganze Reihe von Fragen vor, die Eltern im Rahmen der Gespräche gestellt werden können und die ein Nachdenken der Eltern über diese Fragen anregen sollen (z. B. Sie und ich, wir sehen beide, dass es gut wäre, für mehr Sicherheit für ihr Kind zu sorgen. Mich interessiert, ob sie Ideen haben, wie dies gehen könnte?). Turnell und Edwards (1999, S. 69) sowie Turnell (2012a, S. 32) räumen ein, dass mit manchen Eltern keine Übereinstimmung im Hinblick auf Gefährdung hergestellt werden kann oder Ziele von Eltern nur unter Druck formuliert werden. Vorgeschlagen wird, die Diskussion dann auf die Frage zu verlagern, was die Eltern denken, dass sie tun müssten, um das Jugendamt zu veranlassen, den Fall abzuschließen.

Die Falllandkarte schließt mit Festlegungen durch die fallzuständige Fachkraft und die Familie, was einen kleinen, bewältigbaren und **unmittelbaren Fortschritt** in Richtung auf die festgehaltenen Ziele und eine Erhöhung der Sicherheit anzeigen würden. Turnell (2012b, S. 20) empfiehlt, bei diesem Schritt eine Einschätzung der Veränderungsbereitschaft (willingness) und Veränderungsfähigkeit (capacity) der Eltern zu berücksichtigen und die Anhaltspunkte für einen erkennbaren kleinen Fortschritt hieran anzupassen. Diese Einschätzung zur Veränderungsbereitschaft und -fähigkeit selbst wird aber, soweit wir sehen können, auf der Falllandkarte nicht eingetragen, und wir haben auch keine systematischen Vorschläge dazu gefunden, wie empfohlen wird, Veränderungsbereitschaft und Veränderungsfähigkeit einzuschätzen. Roessler und Gaiswinkler (2012, S. 237) erläutern zum Hintergrund der Verankerung dieses Punktes in der Falllandkarte, in der lösungsorientierten Kurzzeittherapie habe sich generell gezeigt, dass Planungen eines kompletten Veränderungsprozesses in der Regel zum Scheitern verurteilt seien und selbst kleine positive Veränderungen große Wirkungen zeigen und weitere positive Entwicklungen anstoßen könnten.

2.5 Methoden im Signs-of-Safety-Ansatz: Die 3-Häuser-Methode

Im Signs-of-Safety-Ansatz wurden mehrere Methoden entwickelt, um den Einbezug von Kindern zu fördern, was deutlich macht, dass es sich beim Ziel einer Partizipation von Kindern hier nicht um ein Lippenbekenntnis handelt. Beispielhaft wird hier die 3-Häuser-Methode vorgestellt (zur Entwicklung der Methode siehe Turnell 2012b, S. 31). Zu einer zweiten prominenten, hier aber nicht vorgestellten Methode, die Feen-/Zauberer-Methode, siehe Turnell (2012a, S. 37).

Die 3-Häuser-Methode besteht darin, nach Information und Einwilligung der Eltern, Kindern drei Blätter Papier mit drei Häusern darauf zu zeigen oder drei Häuser mit den Kindern zu malen, die als „Haus der guten Dinge“, „Haus der Sorgen“ und „Haus der Wünsche“ bezeichnet werden. Die Kinder werden gebeten, meist beginnend mit dem „Haus der guten Dinge“, in die drei Häuser zu zeichnen oder zu schreiben, was ihnen wichtig ist. Soweit Fachkräfte für die Kinder schreiben, sollen möglichst genau deren Wörter verwandt werden. Anschließend werden die Kinder um Erlaubnis gebeten, ihre Häuser anderen zeigen zu dürfen. Soweit die Kinder einverstanden sind, können diese dann mit den Eltern bzw. anderen Fachkräften besprochen werden, um die Sichtweisen der Kinder einzubringen.

Turnell (2012b, S. 33f.) weist auf hin, dass Kinder bei ihren Angaben unterschiedlich viel Unterstützung in Form von Fragen oder Rückversicherungen benötigen. Es sei aber wichtig, dass die Führung beim Kind bleibe und ausreichend Zeit vorhanden sei, auch wenn Kinder zwischen den Häusern hin- und herspringen würden oder länger überlegen müssten, ob und wie sie etwas anführen wollten. Falls Kinder angesichts der Aussicht, ihre Angaben können den Eltern oder anderen gezeigt werden, ängstlich seien, sei es nur möglich, mit den Bildern weiterzuarbeiten, wenn zuvor ein Sicherheitsplan mit den Kindern besprochen sei. Turnell (2012a) geht davon aus, dass die auf diese Weise erhobenen Sichtweisen von Kindern häufig eine erhebliche Wirkung auf die Eltern und den weiteren Fallverlauf entfalten würden. Mehrere Fallbeispiele mit ausgefüllten Häusern finden sich bei Turnell (2012b, S. 35ff.). In den durchgesehenen Materialien haben wir keine Angaben gefunden, für welches Altersspektrum die 3-Häuser-Methode geeignet ist. Nicht ganz klar ist uns zudem geworden, inwieweit den Fachkräften bekannte familiäre Probleme in Fällen von den Fachkräften gegenüber den Kindern angesprochen werden sollten, wenn diese ansonsten nicht erwähnt werden, und wie tief Vorstellungen von Kindern weiter exploriert werden sollten.

2.6 Der Prozess der Sicherheitsplanung

Laut Turnell (2012a, S. 38) ist ein Sicherheitsplan „ein spezifischer Satz an Regeln und Maßnahmen, die beschreiben, wie eine Familie ihr Alltagsleben in Angriff nimmt und lebt, und der allen zeigt (...), dass die Kinder in Zukunft sicher sein werden“. Turnell (2012a) empfiehlt, entsprechend die Hilfen, die die Familie in Anspruch nehmen soll, nicht zu einem Bestandteil des Sicherheitsplans zu machen. Diese würden lediglich den Weg betreffen, wie die Eltern bei ihren „Regeln und Maßnahmen“ ankommen könnten, die dann Sicherheit für ein Kind herstellen und demonstrieren könnten. In den Veröffentlichungen aus dem Signs-of-Safety-Ansatz wird (mit kleinen Abweichungen) ein bestimmtes Vorgehen im Prozess der Sicherheitsplanung empfohlen. Bei Turnell (2012a, S. 38ff.) enthält dieser Prozess die folgenden Schritte:

- Abstimmung aller beteiligten Fachkräfte zu ihrer jeweiligen Rolle;
- Stärkung der Arbeitsbeziehung zu den Eltern, vor allem durch Würdigung von Stärken;
- Erarbeitung eines verständlichen Gefährdungsstatements;
- Festlegungen von Sicherheitszielen, mit deren Erreichung die Familie demonstrieren kann, dass das Kind oder die Kinder in der Familie sicher sind;
- Festlegung von Wegen, wie die Sicherheitsziele erreicht werden können unter möglichst weitgehendem Aufgreifen von Ideen der Familie;
- Entwickeln eines Sicherheitsnetzwerkes von Familienmitgliedern und Freunden, die die Sicherheit von Kindern unterstützen;
- Verhandeln von Details, wie die Sicherheitsziele erreicht werden können;
- schrittweise Integration und Kontrolle der Umsetzung der Sicherheitsziele in den nächsten drei bis zwölf Monaten.

Nähere Erläuterungen zu den meisten der Arbeitsschritte finden sich etwa bei Turnell (2012b, S. 44ff.). Fallbeispiele für eine Sicherheitsplanung werden etwa bei Turnell und Edwards (1999, S. 130ff., dort noch als „kooperative Fallplanung“ bezeichnet) beschrieben. Turnell (2012b, S. 49f.) listet für verschiedene Gefährdungsformen Punkte auf, die üblicherweise im Rahmen der Sicherheitsplanung behandelt werden müssen. Zudem wird bei Turnell (2012a, S. 41ff.) erörtert, wie Kinder in den Prozess der Sicherheitsplanung einbezogen werden, was als wichtiges Element der Fallarbeit herausgestellt wird. Ziemlich durchgängig wird in den Veröffentlichungen aus dem Signs-of-Safety-Ansatz betont, die Sicherheitsplanung sei kein einmal fertiges Produkt, sondern eine „Reise“ mit der Notwendigkeit von Überprüfungen, Zielkorrekturen und Nachjustierungen.

3.

Evaluationen und andere relevante empirische Befunde

Der Signs-of-Safety-Ansatz zeichnet sich dadurch aus, dass er die Gefährdungseinschätzung von vorneherein mit einer bestimmten, von Ideen der systemischen Kurzzeittherapie inspirierten Unterstützung von familiären Veränderungsprozessen verbinden will. Dies ist vermutlich in den angloamerikanischen Kinderschutzsystemen, die stärker als kontinentale westeuropäische Kinderschutzsysteme auf Zwangsinterventionen setzen (Gilbert/Parton/Skivenes 2011), ungewöhnlicher als in Westeuropa. Aber auch in Deutschland und unseren europäischen Nachbarländern wurde immer wieder diskutiert, wie Gefährdungseinschätzungen und Unterstützung für Familien in Kinderschutzfällen am besten gestaltet und miteinander verknüpft werden können. Gemessen am Kernziel des Kinderschutzsystems, Kinder in Gefährdungssituation möglichst durch eine Unterstützung der Familie, notfalls aber auch gegen den Willen der Eltern vor weiteren Gefährdungserfahrungen zu schützen, ergeben sich für die Evaluation des Signs-of-Safety-Ansatzes zwei zentrale Fragen:

- Inwieweit gelingt es im Rahmen des Signs-of Safety-Ansatzes im Vergleich zu anderen Konzepten oder üblicher Praxis besser, positive und dauerhafte Veränderung in der Fürsorge und Erziehung zu initiieren, die Kinder in Familien erfahrung, die Gegenstand eines Kinderschutzverfahrens werden?
- Inwieweit gelingt es im Rahmen des Signs-of Safety-Ansatzes im Vergleich zu anderen Konzepten oder üblicher Praxis besser, Kinder vor erneuten Gefährdungsergebnissen in Familien zu schützen, die Gegenstand eines Kinderschutzverfahrens werden?

Die beiden Fragen sind getrennt zu stellen, weil es möglich ist, dass ein Ansatz im Verhältnis zu üblicher Praxis bei mehr Fällen zu positiven Veränderungen in Familien führt, gleichzeitig aber ebenfalls in einem Teil der Fälle mit Abstrichen beim Schutz von Kindern einhergeht, so dass es parallel auch zu mehr erneuten Gefährdungsergebnissen kommt. Neben diesen beiden Fragen, die die Kernziele des Kinderschutzes betreffen, sind sekundär weitere Fragen im Rahmen von Evaluationen zu stellen, die innerhalb der Signs-of-Safety-Literatur behauptete

Stärken und Besonderheiten des Ansatzes betreffen. Diese haben einen eigenständigen Wert, auch wenn sie nicht die Kernziele des Kinderschutzsystems betreffen. Zu nennen wäre hier:

- Inwieweit gelingt es im Rahmen des Signs-of Safety-Ansatzes im Vergleich zu anderen Konzepten oder üblicher Praxis besser, positive Arbeitsbeziehungen zu Eltern in Kinderschutzfällen zu etablieren?
- Inwieweit gelingt es im Rahmen des Signs-of Safety-Ansatzes im Vergleich zu anderen Konzepten oder üblicher Praxis besser, Kindern eine Partizipation im Fallgeschehen zu ermöglichen?
- Inwieweit gelingt es im Rahmen des Signs-of Safety-Ansatzes im Vergleich zu anderen Konzepten oder üblicher Praxis besser, Fachkräfte vor Burnout zu schützen und für eine langfristige Mitarbeit im Kinderschutz zu gewinnen?

Ausgangspunkt für die Suche nach relevanten Evaluationsstudien waren zwei vorliegende systematische Forschungsübersichten, d. h. Forschungsübersichten, die auf der Grundlage einer genau beschriebenen, umfassenden Literatursuche geschrieben wurden. Diese systematischen Forschungsübersichten stammen von Sheehan u. a. (2018) sowie Isokuortti u. a. (2020). Ergänzend wurde eine Forschungsübersicht zu den Wirkungen systemischer, lösungsorientierter Kurzzeittherapie bei Kindern bzw. Jugendlichen sowie ihren Familien in der Kinder- und Jugendhilfe herangezogen (Bond u. a. 2013), da Grundideen dieses Therapieansatzes dem Vorgehen bei „Signs-of-Safety“ zugrunde liegen. Bei der systematischen Darstellung von Forschungsergebnissen stellt sich regelhaft die Frage, inwieweit hier methodische Mindeststandards zugrunde gelegt und nur Ergebnisse mit einer gewissen methodischen Aussagekraft berichtet werden sollen. Vorliegend wurde entschieden, im Interesse einer von ihrer Länge her noch lesbaren Expertise nur auf Studien mit Kontrollgruppe ausführlicher einzugehen, da nur solche Untersuchungen die Frage beantworten, ob der Signs-of-Safety-Ansatz einen Fortschritt darstellt. Da, wenig überraschend, die Anzahl entsprechender Untersuchungen gering ist, haben wir aber jeweils in einem nachfolgenden Absatz Ergebnisse methodisch schwächerer Untersuchungen beschrieben. Einschränkung sei vorab darauf hingewiesen, dass es bislang keine Studien aus dem deutschsprachigen Raum zum Signs-of-Safety-Ansatz gibt. Möglicherweise werden dadurch positive Effekte dieses Ansatzes überschätzt, da die Kinderschutzpraxis im deutschsprachigen Raum im Vergleich zu angloamerikanischen Systemen bereits relativ stark auf eine Zusammenarbeit mit den Eltern setzt (Gilbert/Parton/Skivenes 2011), sodass es für eine am Signs-of-Safety-Konzept orientierte Fallarbeit vergleichsweise etwas schwieriger sein dürfte, sich positiv von üblicher Praxis abzuheben.

3.1 Positive Veränderungen in familiärer Fürsorge und Erziehung bei Familien im Kinderschutz

In der systematischen Forschungsübersicht von Isokuortti u. a. (2020) wurde eine **Studie mit Kontrollgruppe** zum Signs-of-Safety-Ansatz gefunden, die aber keine Daten zu Veränderungen in der Qualität von Fürsorge und Erziehung enthielt. Bei Sheehan u. a. (2018) wurden auf der Grundlage einer umfassenden Literatursuche und Abstrichen bei den Anforderungen an die methodische Qualität von Untersuchungen insgesamt sechs Studien zum Signs-of-Safety-Ansatz mit mindestens einer Kontrollgruppe gefunden. Auch hier wurden in keiner der Studien Daten zu Fürsorge und Erziehung erhoben. Allerdings gab es eine, wenn auch methodisch recht problematische Studie (Holmgård Sørensen 2009), in der Zahlen zu Fremdunterbringungen in einem Zeitraum von drei Jahren erhoben wurden. Zudem wurden Einschätzungen zum Wohlbefinden der Kinder vorgenommen. Problematisch ist die Studie aus drei Gründen: a) Der Signs-of-Safety-Ansatz war in der Interventionsgruppe (n=143 Familien) nur ein Teil der Intervention. b) Es handelte sich überwiegend nicht um Kinderschutzfälle, weshalb Fremdunterbringungen hier auch nicht Kriterium für eine (erneute) Gefährdung, sondern nur als Anzeichen für einen von der Familie nicht mehr leistbaren erzieherischen Bedarf gewertet werden. c) Interventions- und Kontrollgruppe (n=29 Familien) könnten sich von vorneherein deutlich unterscheiden haben, und es wird kein Vergleich der Bedingungen in den Familien aus beiden Gruppen berichtet. d) Die Studie ist im Original in Dänisch verfasst. Für die Forschungsübersicht von Sheehan u. a. (2018) wurde eine Übersetzung ins Englische verfasst, die aber nicht zugänglich ist, weshalb wir auf die Angaben in Sheehan u. a. (2018) angewiesen waren. Werden aber die dort berichteten Angaben zugrunde gelegt, so kam es in der Interventionsgruppe im Zeitraum von drei Jahren zu signifikant weniger Fremdunterbringungen in der Gruppe mit dem Signs-of-Safety-Ansatz als Teil der Intervention (17 vs. 53 %), was auf eine verbesserte elterliche Fürsorge hindeuten könnte. Für das von Eltern berichtete Wohlbefinden ihrer Kinder in der Familie wurden in der Mehrzahl der Fälle aus der Interventionsgruppe ebenfalls Verbesserungen berichtet, insbesondere im ersten Projektjahr, ein Vergleich mit den Angaben der Kontrollgruppe fehlt aber.

Methodisch noch **schwächere Studien**, vor allem Studien mit einem Vorher-Nachher-Vergleich oder einer nur einmaligen Datenerhebung (z. B. einmalige Interviews mit ehemaligen Klienten) wurden bei Sheehan u. a. (2018) berichtet. Von insgesamt 22 Studien wurden in keiner einzigen Untersuchung Beobachtungen zur Eltern-Kind-Interaktion, Befragungen von Kindern zur erfahrenen Fürsorge und Erziehung mittels eines Verfahrens mit geprüfter Qualität oder Befragungen von

Eltern mit einem Vorher-Nachher-Vergleich zu Fürsorge und Erziehung mittels eines Verfahrens mit geprüfter Qualität angestellt.

In der **Bewertung** deutet das Ergebnis bislang vor allem darauf hin, dass die Verbesserung der Qualität von Fürsorge und Erziehung in Kinderschutzfällen bislang am Rande der Evaluationsinteressen rund um das Signs-of-Safety-Konzept steht. Das ist enttäuschend, aber vielleicht nicht überraschend. Wir würden erwarten, dass eine Evaluation des Signs-of-Safety-Ansatzes im Hinblick auf Fürsorge oder Erziehung nicht nur aufwendig wäre, sondern auch nur unter bestimmten Bedingungen einen positiven Effekt erwarten ließe, da es bei dem Konzept nicht um systemisches Lernen, wie etwa bei Feinfühligkeitstrainings oder Erziehungsprogrammen, geht. Positive Effekte im Bereich Fürsorge und Erziehung würden wir vor allem unter zwei Bedingungen erwarten: a) Eltern entwickeln unter den Bedingungen eines lösungsorientierten Ansatzes ein Eigeninteresse an einer Weiterentwicklung ihrer Fürsorge- und Erziehungsfähigkeiten, und ein entsprechendes, hierfür tatsächlich wirksames Angebot ist tatsächlich vorhanden und b) Eltern finden unter den Bedingungen eines lösungsorientierten Ansatzes so viel Entlastung oder Unterstützung, dass in Form eines Erholungseffekts bereits vorhandene Fürsorge- und Erziehungskompetenzen wieder stärker hervortreten. In anderen Fällen gelingt es vielleicht nur, durch die gefundenen Lösungen erneuten Krisen mit gewalttätigen Übergriffen bzw. zeitweisen Zusammenbrüchen von Fürsorge vorzubeugen, was ebenfalls wertvoll ist, aber nicht notwendigerweise mit einer deutlichen Verbesserung von Fürsorge und Erziehung verbunden ist.

3.2 Die erneute Gefährdung

In den beiden systematischen Forschungsübersichten von Isokuorti u. a. (2020) sowie Sheehan u. a. (2018) fanden sich insgesamt zwei **Studien mit Kontrollgruppe**, die zwar keine Daten zu erneuten Gefährdungsereignissen, aber zu eventuellen Veränderungen und einem strukturiert eingeschätzten Risiko erneuter Gefährdungsereignisse in einer Interventionsgruppe mit Signs-of-Safety-Ansatz und mindestens einer Kontrollgruppe berichten. In der niederländischen Untersuchung von Reekers u. a. (2018) wurden 20 Familien mit Signs-of-Safety-Ansatz mit 20 Familien verglichen, die eine als „intensiv“ bezeichnete Form sozialer Fallarbeit durch die örtliche Kinder- und Jugendhilfe erhielten. Es handelte sich in beiden Gruppen nicht durchgängig um Kinderschutzfälle, sondern auch um Fälle mit anderen Problemen von Eltern und Kindern (z. B. elterliche Sucht). Die Familien der Kontrollgruppe wurden aus einer größeren Stichprobe so ausgewählt, dass sie den Familien in der Interventionsgruppe möglichst stark glichen. Das Risiko von Gefährdungsereignissen wurde zu Beginn der Fallarbeit und durchschnittlich sieben Monate später (drei Monate nach dem Hilfeplan) von

den Fachkräften mit einem standardisierten und validierten Verfahren zur Risikoeinschätzung (Actuarial Risk Assessment Instrument Youth Protection: Van der Put/Assink/Stams 2016) beurteilt. Zudem wurden die Eltern mit einer Kurzform des „Child Abuse Potential Inventories“ (Milner u. a. 1984) befragt, einem Verfahren, das Haltungen und Sichtweisen von Eltern erhebt, die das Risiko von Vernachlässigung und Misshandlung beeinflussen. Im Ergebnis zeigte sich kein Vorteil des Signs-of-Safety-Ansatzes beim Abbau von Risiken einer erneuten Gefährdung. Dies galt sowohl für die Einschätzung der Fachkräfte als auch für die Angaben der Eltern.

In einer zweiten Studie, ebenfalls aus den Niederlanden, wurden von Vink u. a. (2017) 35 Kinderschutzfälle eines Jugendamtsbezirks mit Signs-of-Safety-Ansatz mit 30 Kinderschutzfällen eines Jugendamtsbezirks ohne Signs-of-Safety-Ansatz, sondern lediglich mit einem standardisierten, von den Fachkräften ausgefüllten Risikoeinschätzungsinstrument (Bartelink u. a. 2017) verglichen. Die Studie wurde am Nederlands Jeugdinstuut (NJI), einem Partnerinstitut des Deutschen Jugendinstituts (DJI), durchgeführt, und im Volltext liegt diese Studie nur auf Niederländisch vor. Die Ergebnisse wurden jedoch bereits international in Englisch auf Tagungen präsentiert und, neben dem Abgleich mit der Zusammenfassung der Ergebnisse bei Sheehan u. a. (2018), wurden die hier in der Expertise enthaltenen Angaben anhand des niederländischen Projektberichts von einem niederländischen Muttersprachler am DJI geprüft.⁴ Bei der Prüfung haben sich methodische Mängel hinsichtlich des Studiendesigns herausgestellt, sodass die Aussagekraft der Ergebnisse eher als schwach zu bewerten ist. Die Ergebnisse zeigen erneut keine Vorteile für den Signs-of-Safety-Ansatz beim Abbau von Risiken für Misshandlung bzw. Vernachlässigung (Vink u. a. 2017).

Unter den **methodisch schwächeren Studien** stechen zwei Arbeiten hervor, die in Gebietskörperschaften mittels amtlicher Statistiken Raten erneuter Gefährdungsmittelungen bzw. Herausnahmen vor und nach Einführung des Signs-of-Safety Ansatzes miteinander vergleichen. Dies ähnelt einem Kontrollgruppenansatz. Allerdings können sich natürlich über mehrere Jahre hinweg die Lebensbedingungen von Familien oder die Fallbelastung und Arbeitsweisen im Kinderschutzsystem ändern, sodass Vergleiche von Fällen aus verschiedenen Jahren problematisch sein können. Zudem unterliegen amtliche Statistiken regelmäßig einer Vielzahl an Einflüssen. Die Vorteile der beiden Studien liegen darin, dass zum einen größere Fallgruppen und zum anderen tatsächliche kinderschutzrelevante Ereignisse untersucht wurden. In einer australischen Studie (Salveron u. a. 2015) wurden in einem Bundesstaat (Western Australia) in drei Jahren vor und nach der Einführung des Signs-of-Safety-Ansatzes (2005–2007 vs. 2011–2013) nach einer Gefährdungsmittelung zunehmend weniger Kinder fremduntergebracht (12,1 vs. 8,5 %). Die Rate von Kindern mit einer erneuten bestätigten Gefährdungsmittelung nach einem früheren bestätigten Gefähr-

dungsereignis nahm jedoch deutlich zu (11,7 vs. 17,9 %).⁵ Sheehan u. a. (2018) weisen darauf hin, dass die Ergebnisse der Studie zwar bereits auf Tagungen präsentiert wurden, aber bislang weder ein ausführlicher Projektbericht noch eine durch Peer-Review kontrollierte Veröffentlichung vorliegen. Eine durch Peer-Review kontrollierte Veröffentlichung fehlt auch für eine amerikanische Studie, zu der allerdings ein Projektbericht vorliegt (Idzelis Rothe/Nelson-Dusek/Skrypek 2013). Hier wurde in zwei Landkreisen (counties) im US-amerikanischen Bundesstaat Minnesota (Olmstead und Carver) ein Signs-of-Safety-Ansatz eingeführt und die Entwicklung mehrerer Kinderschutzstatistiken, insbesondere die Anzahl der Fremdunterbringungen nach einer Gefährdungsmitteilung sowie die Rate der Fälle mit erneuten Gefährdungsmitteilungen über eine Dekade (2002–2011) beobachtet und mit der Entwicklung im Bundesstaat insgesamt verglichen. Im Landkreis Olmstead begann die Einführung von Signs-of-Safety, zusammen mit anderen Innovationen, im Jahr 1999 mit kontinuierlichen Schulungen durch Andrew Turnell bis zum Jahr 2006. Danach gab es bis 2011 keine weiteren Schulungen mehr. Im Landkreis Carver begann die Einführung von Signs-of-Safety 2004 mit kontinuierlichen Schulungen bis 2011. Im Jahr 2009 wurde der Ansatz in den lokalen Kinderschutzleitlinien fest verankert. Im Hinblick auf die Anzahl der Fremdunterbringung nach Gefährdungsmitteilungen blieb die Rate im Bundesstaat insgesamt während der gesamten Dekade nahezu unverändert mit 11 bis 12 % Fremdunterbringungen, wenn nach einer Gefährdungsmitteilung ein Kinderschutzverfahren eröffnet wurde. Die Zahlen im Landkreis Carver stiegen ab dem Jahr 2003 und während der Einführung des Signs-of-Safety-Ansatzes über den Landesdurchschnitt bis zu einem Spitzenwert von 17 % im Jahr 2006. Anschließend fielen sie wieder leicht unter den landesweiten Durchschnitt und blieben bis zum Ende der Dekade dort. Die Fremdunterbringungsquote im Landkreis Olmstead bewegte sich durchgängig deutlich unter dem Landesdurchschnitt im Bereich von 6 bis 10 %. Mehrere Jahre nach dem Ende der Schulungen zeigte sich zwischen 2009 und 2011 ein Anstieg von 1 auf 6 %. Die Rate wiederholter Gefährdungsmitteilungen in den ersten sechs Monaten nach Beendigung eines Kinderschutzfalls lag im Durchschnitt des Bundesstaates während der Dekade bei 9 bis 10 %, außer im Jahr 2011 mit einer Quote von 7 %. Der Landkreis Carver konnte die Quote nach Einführung des Signs-of-Safety-Ansatzes auf 4 % im Jahr 2005 drücken, jedoch war dies nicht von Dauer, und die Raten schwankten nachfolgend zwischen 3 und 8 %. Der Landkreis Olmstead lag, möglicherweise als Kehrseite der geringen Anzahl an Fremdunterbringungen, zu Beginn der Dekade mit einer Quote von 16 % erneuter Gefährdungsmitteilungen deutlich über dem Durchschnitt des Bundesstaates. Zwischen den Jahren 2004 und 2006 gelang es jedoch, den Durchschnitt des Bundesstaates zu erreichen und diesen Fortschritt auch zu halten. Zusammengefasst zeigen diese Analysen mithilfe amtlicher Kinderschutzstatistiken bezogen auf drei Gebietskörperschaften, die alle drei als Pioniere bei der Einführung des Signs-of-Safety-Ansatzes gelten können, dass die Einführung dieses Ansatzes mit sinkenden oder geringen Raten

⁵ Eine alternative Erklärung ist allerdings, dass der australische Bundesstaat Western Australia im Jahr 2009 als letzter der australischen Bundesstaaten eine Pflicht für Lehrkräfte und andere Berufe eingeführt hat, Hinweise auf Kindesmisshandlung oder andere Gefährdungsformen zu melden (mandatory reporting). Möglicherweise haben die gesunkene Fremdunterbringungsquote und/oder die gestiegene an bestätigten wiederholten Gefährdungsmitteilungen daher nichts mit dem Signs-of-Safety-Ansatz, sondern mit einer insgesamt gestiegenen Anzahl an Gefährdungsmitteilungen zu tun.

von Fremdunterbringungen nach Gefährdungsmitteilungen einhergeht (Western Australia, Olmstead), der Preis dafür aber steigende Raten von Gefährdungsmitteilungen sein können (Western Australia), jedoch nicht sein müssen (Olmstead).

Nachdem der Signs-of-Safety-Ansatz wesentlich auf Prinzipien lösungsorientierter Kurzzeittherapie zurückgreift, sind zwei amerikanische Kontrollgruppenstudien noch von Bedeutung, in denen Prinzipien **lösungsorientierter Kurzzeittherapie (ohne die konzeptuelle Rahmung durch den Signs-of-Safety-Ansatz)** in der Fallarbeit im Kinderschutz eingesetzt wurden. Antle u. a. (2009) untersuchten, wie oft es in 339 Kinderschutzfällen, die von 39 Fachkräften mit lösungsorientierten Beratungsansätzen bearbeitet wurden, zu Rückfällen in den ersten sechs Monaten nach Fallbeendigung kam, und verglichen dies mit den Ergebnissen bei 421 Fällen, die von 38 Fachkräften ohne lösungsorientierte Ansätze bearbeitet wurden. Die Fachkräfte mit und ohne lösungsorientierte Arbeitsansätze waren im Hinblick auf Alter und Erfahrung vergleichbar. Gleiches galt für die generellen Rückfallraten in den Gebietskörperschaften, in denen die Fälle angesiedelt waren. Bei den Fachkräften wurden jeweils alle von ihnen im Untersuchungszeitraum bearbeiteten Kinderschutzfälle eingeschlossen, um bereits vorab bestehende Unterschiede in den Gefährdungsformen und im Schweregrad möglichst unwahrscheinlich zu machen. Es zeigte sich, dass die Rückfallrate bei lösungsorientierten Beratungsansätzen um mehr als ein Drittel niedriger lag als bei den üblichen Arbeitsformen in der Kinderschutzarbeit in den USA. In einer nachfolgenden Studie bezogen Antle u. a. (2012) noch die Qualität der Umsetzung lösungsorientierter Beratungsansätze laut Akte sowie die örtlich vorhandenen Maßnahmen der Qualitätssicherung hinsichtlich einer lösungsorientierten Arbeit ein und fanden, dass ein lösungsorientiertes Konzept, wenn es nur schwach umgesetzt und die Qualität nicht gesichert wurde, weniger Sicherheit und Stabilität in den Fällen im Vergleich zu üblicher Fallarbeit generierte, ein gut umgesetztes lösungsorientiertes Vorgehen mit funktionierender örtlicher Qualitätssicherung aber mit besseren Resultaten in den Fällen einherging.

In der zusammenfassenden **Bewertung** gibt es einige Hinweise darauf, dass ein Signs-of-Safety-Ansatz oder insgesamt lösungsorientierte Herangehensweisen zumindest in angloamerikanischen, stark eingriffsorientierten Kinderschutzsystemen helfen, Herausnahmen von Kindern nach Gefährdungsmitteilungen zu vermeiden, wenngleich manchmal um den Preis einer leichten Zunahme der Rate wiederholter Gefährdungseignisse. Das macht das Signs-of-Safety-Konzept zu einem zumindest vielversprechenden Ansatz. Möglicherweise gilt das allerdings nur unter Bedingungen einer guten Qualitätssicherung. Methodisch relativ gute Kontrollgruppenstudien mit einem jedoch nur sehr kurzen Zeitraum der Fallnachbeobachtung in einem westeuropäischen Kinderschutzsystem geben allerdings keinen Anlass, davon auszugehen, dass das Signs-of-Safety-Konzept hier ebenfalls den Schutz betroffener Kinder verbessert, indem das Risiko erneuter Misshandlung bzw. Vernachlässigung bei den Eltern sinkt.

3.3 Die Arbeitsbeziehung zu Eltern in Kinderschutzfällen

Wenngleich die Untersuchung von Arbeitsbeziehungen zwischen Fachkräften und Eltern in Kinderschutzfällen aufgrund der überwiegend zunächst unfreiwilligen Zusammenarbeit und mehrerer zu berücksichtigender Dimensionen ein komplexes Feld darstellt (für eine Einführung siehe Karpetis 2017) stehen zwei Faktoren im Mittelpunkt der vorliegenden Studien: (a) Die Einschätzung von Eltern, inwieweit sie durch die Zusammenarbeit mit der Fachkraft in ihrer Handlungsfähigkeit und der Fähigkeit, Angebote der Jugendhilfe zu nutzen, gestärkt wurden (Empowerment) und (b) eher globale Einschätzungen von Eltern über verschiedene Aspekte von Zugewandtheit und Unterstützung durch die Fachkraft.

Die beiden vorliegenden und bereits beschriebenen niederländischen **Studien mit Kontrollgruppe** (Reekers u. a. 2018; Vink 2017) fanden beide keine Vorteile für den Signs-of-Safety-Ansatz im Hinblick auf das von Eltern berichtete Empowerment. In einer amerikanischen Studie mit Kontrollgruppe, die auf den Mapping-Prozess im Rahmen des Signs-of-Safety-Ansatzes fokussierte, fanden Lwin u. a. (2014) in einer Gruppe von 86 Fällen mit Mapping im Vergleich zu 60 Fällen mit üblicher Kinderschutzpraxis eine mehr als doppelt so hohe Rate von Familien, die sich weitergehenden Hilfen gegenüber öffnen konnten und daher vermittelt wurden (56 vs. 21 %).

Methodisch schwächere Studien ohne Kontrollgruppe fanden bei Befragungen von Eltern, die Erfahrungen mit dem Signs-of-Safety-Ansatz gemacht hatten, tendenziell positive Bewertungen hinsichtlich Zugewandtheit und Respekt durch die Fachkraft (z. B. Nelson-Dusek u. a. 2017). In der größten Studie, einer Befragung von Eltern an zehn Pilotstandorten in England gaben allerdings nur 54 % von 114 Eltern an, die Zusammenarbeit mit der Fachkraft habe ihr Leben insgesamt besser gemacht, wobei 82 % der Eltern hervorhoben, die Fachkraft habe ihnen geholfen zu verstehen, welche Entscheidungsmaßstäbe im Kinderschutzsystem gelten würden und 73 % der Eltern angaben, die Fachkraft habe an ihren Stärken angesetzt (Baginsky u. a. 2020).

In der zusammenfassenden **Bewertung** lässt sich festhalten, dass Eltern Arbeitsprinzipien des Signs-of-Safety-Ansatzes mit deutlicher Mehrheit schätzen und sehr häufig einen positiven Eindruck von der Zusammenarbeit mit der Fachkraft berichten. Trotzdem bleiben sie unfreiwillige Klienten, und die bisherigen Ergebnisse deuten darauf hin, dass nur eine knappe Mehrheit der Eltern insgesamt eine Verbesserung in ihrer Lebenssituation erkennt, und der Signs-of-Safety-Ansatz, zumindest den beiden Untersuchungen aus Westeuropa zufolge, beim Empowerment der Eltern keine Vorteile im Vergleich zu üblicher Praxis zu bieten scheint.

3.4 Die Partizipation von Kindern in Kinderschutzverfahren

Wirkungen eines Einsatzes von Methoden aus dem Signs-of-Safety-Ansatz auf das Ausmaß oder Erleben von Partizipation durch Kinder wurden bislang in keiner Studie mit Kontrollgruppe im Selbstbericht durch betroffene Kinder oder im Fremdbbericht durch Fachkräfte bzw. Eltern untersucht. Auch unter den **methodisch schwächeren Studien** finden sich hierzu nur wenige Hinweise. Immerhin wurden im Rahmen einer englischen Evaluation der Einführung des Signs-of-Safety-Ansatzes an zehn Pilotstandorten bei zwei Gelegenheiten insgesamt 172 Kinder bzw. Jugendliche interviewt. Zu zwei Dritteln bis drei Vierteln gaben die Kinder dabei an, die Fachkraft höre ihnen zu und nehme sie ernst, sodass sie das Gefühl hätten, über den weiteren Verlauf mitbestimmen zu können (Baginsky u. a. 2017). Mangels Kontrollgruppe lässt sich allerdings nicht sagen, inwieweit diese Ergebnisse einen Fortschritt im Vergleich zu üblicher Praxis darstellen. Zudem ist unklar, inwieweit die Sichtweisen von Kindern den Fallverlauf und Entscheidungen tatsächlich beeinflussen und sich darüber hinaus die Hoffnung im Signs-of-Safety-Ansatz erfüllt, Kinder könnten die zur Verfügung gestellten Arbeitsmittel (z. B. die 3-Häuser-Methode) nutzen, um wahrgenommene Bedrohungen oder Versorgungsmängel mitzuteilen. Die Methoden selbst scheinen allerdings von Fachkräften, zumindest im angloamerikanischen Raum, gut angenommen zu werden. Dies ergibt sich nicht nur aus der englischen Evaluationsstudie, sondern auch aus einer vergleichbaren Befragung von Fachkräften in Australien, in der jeweils eine große Mehrheit der Fachkräfte angab, die Verfahren regelmäßig einzusetzen (Baginsky u. a. 2017; Government of Western Australia Department for Child Protection 2012).

Für die **Bewertung** ist festzuhalten, dass bislang unklar ist, inwieweit ein Einsatz von Signs-of-Safety dazu führt, dass Kinder Kinderschutzanliegen tatsächlich mitteilen und an Entscheidungen teilhaben können. Zumindest aber scheint klar, dass die vorgeschlagenen Methoden von Fachkräften im angloamerikanischen Raum als praxistauglich bewertet werden und Kinder in der einzigen hierzu gefundenen Untersuchung mehrheitlich angegeben haben, sich von Fachkräften, die mit dem Signs-of-Safety-Ansatz gearbeitet haben, gehört zu fühlen.

3.5 Aspekte der Arbeitszufriedenheit von Kinderschutzfachkräften

Die Frage, wie sich die Einführung eines Signs-of-Safety-Ansatzes auf die Arbeitserfahrung von Fachkräften im Kinderschutz und die Stabilität von Arbeitsverhältnissen auswirkt, ist von offenkundiger Bedeutung, da es in vielen entwickelten Ländern zu einer Herausforderung geworden ist, erfahrene und gut geschulte Fachkräfte in der Kinderschutzarbeit zu halten. Die Frage ist offen, da das Signs-of-Safety-Konzept einerseits Haltungen betont, die viele Fachkräfte in der Sozialen Arbeit schätzen (z. B. Orientierung an Stärken von Klienten, Lösungsorientierung), andererseits aber erhebliche fachliche Herausforderungen formuliert werden (z. B. Vorab-Festlegungen, wann ein Fall beendet werden kann), die auch abschreckend wirken könnten. Obwohl es sich also um eine ernsthafte Forschungsfrage handelt, bieten **Studien mit Kontrollgruppe** bislang, soweit wir sehen können, keine empirischen Hinweise darauf, wie diese Frage zu beantworten ist. **Methodisch schwächere Studien**, vor allem Interviews mit Fachkräften im Rahmen von Implementierungen des Signs-of-Safety-Ansatzes im angloamerikanischen Raum, deuten darauf hin, dass der Ansatz bei Fachkräften im Kinderschutz grundsätzlich Sympathie auslöst, wenn auch die tatsächliche Umsetzung in Fällen nach der Selbstauskunft der Fachkräfte dann oft nur teilweise erfolgt (z.B. Baginsky u. a. 2017; Hayes u. a. 2014). Entsprechend wird von Seiten der Implementationsforschung zu Signs-of-Safety betont, die Einführung in den Arbeitsalltag von Fachkräften sei ein längerer Prozess, der möglichst koordiniert auf allen Ebenen der Organisation und mit ihren Kooperationspartnern erfolgen solle (z. B. Munro u. a. 2016; Salveron/Bromfield/Arney 2015).

Wirkungen einer Einführung des Signs-of-Safety-Ansatzes auf das Ausmaß an Personalfuktuation und die Arbeitszufriedenheit von Fachkräften im Kinderschutz sind bislang empirisch nicht untersucht worden. Als **Bewertung** ist daher nur festzuhalten, dass zumindest Fachkräfte im angloamerikanischen Raum dem Ansatz oft aufgeschlossen gegenüberstehen, auch wenn sich die Umsetzung im Arbeitsalltag häufig als Herausforderung erweist.

3.6 Zusammenfassung der Ergebnisse bisheriger Evaluationsstudien

In der **Zusammenschau** der bislang vorliegenden Evaluationsergebnisse ist festzuhalten, dass zwei vorliegende Evaluationen mit Kontrollgruppe aus Westeuropa keine Vorteile des Signs-of-Safety-Ansatzes gegenüber üblicher Praxis im Hinblick auf den Abbau von Gefährdungsrisiken und ein Empowerment von Eltern zeigen. Für den angloamerikanischen Raum mit seinen bislang sehr ein-griffsorientierten Kinderschutzsystemen ist die Befundlage für den Ansatz etwas positiver, vor allem im Hinblick auf eine verringerte Anzahl an Fremdunterbringungen nach Gefährdungsmitteilungen. Teilweise konnten auch Raten wiederholter Gefährdungsmitteilungen gesenkt werden, teilweise sind sie gestiegen. Zwei Evaluationsstudien aus Westeuropa, noch dazu mit sehr kurzen Laufzeiten und kleinen Fallgruppen, rechtfertigen es sicher nicht, das Konzept für westeuropäische Kinderschutzsysteme zu verwerfen. Eine gewisse Skepsis hinsichtlich der tatsächlichen Wirkungen, auch angesichts der Sympathie, die das Signs-of-Safety-Konzept auszulösen vermag, wird dadurch aber gerechtfertigt. Gründe, um den Ansatz weiter zu erproben und zu untersuchen, liegen zudem in positiven Rückmeldungen von Eltern, Fachkräften und teilweise auch Kindern im Rahmen von verschiedenen Implementationsprojekten. Allerdings ist darauf hinzuweisen, dass Fachkräfte die Umsetzung häufig als große Herausforderung empfanden. Aus der Sicht von Eltern reicht der Ansatz häufig allein nicht aus, um eine positive Veränderung im Leben der Betroffenen zu bewirken. Zudem spricht zumindest eine Studie mit Kontrollgruppe aus Amerika dafür, dass lösungsorientierte Ansätze bei einer schlechten Umsetzungsqualität de facto zu einem abnehmenden Schutz von Kindern führen, sodass die Implementationsqualität bei einer lokalen Einführung des Signs-of-Safety-Ansatzes zwangsläufig einen wichtigen Aspekt darstellt.

Rechtliche und konzeptuelle Fragen, Herausforderungen bei der Implementation

Neben Fragen der Wirkung im engeren und weiteren Sinne stellen sich (zumindest, wenn Jugendämter eine Einführung des Ansatzes ernsthaft prüfen) auch Fragen nach

- der Kompatibilität des Ansatzes mit dem Kinderschutz- und Jugendhilferecht in Deutschland;
- dem hinter dem Ansatz stehenden Menschenbild, Problemverständnis und der Theorie von Veränderung;
- der konzeptuellen Klarheit und den Schnittstellen zu anderen Handlungselementen und Wissensbeständen im Kinderschutz und
- nach den Herausforderungen und Fallstricken der Implementation.

4.1 Kompatibilität mit dem Kinderschutz- und Jugendhilferecht in Deutschland

Eine generelle Kompatibilität des Signs-of-Safety-Ansatzes mit dem Kinderschutz- und Jugendhilferecht in Deutschland scheint gegeben. In Zweifel würde die Vereinbarkeit etwa stehen, wenn die Einschätzung des Gefährdungsrisikos im Rahmen des Mappings an die Familie delegiert werden würde, da eine solche Einschätzung vom Jugendamt vorzunehmen ist oder wenn von Eltern gewünschte Hilfen, um Ziele aus der Sicherheitsplanung zu erreichen, fachlich nicht mehr auf ihre Eignung und Erforderlichkeit hin geprüft werden würden. Vermutlich würde gleiches auch gelten, wenn die im Mapping von einer ASD-Fachkraft genannten Ziele, deren Erreichen vorab für eine Beendigung des Kinderschutzfalles als ausreichend angesehen wird, im Hinblick auf Rückführungen oder ähnliche bedeutsame Maßnahmen als bindende Zusage angesehen werden würden, da ein Jugendamt neue oder andere Hinweise auf eine Gefährdung, trotz anderer Verabredungen, nicht ignorieren könnte. Dies ist jedoch alles nicht der Fall. Keiner dieser Punkte wird so in

einem der von uns durchgearbeiteten Veröffentlichungen zum Signs-of-Safety-Ansatz gefordert.

Im Gegenteil gehen wir eher davon aus, dass der Ansatz helfen könnte, im § 8a SGB VIII vorgesehene und dem Geist des SGB VIII entsprechende Beteiligungsrechte von Eltern und Kindern mit mehr Leben zu füllen. Methoden, wie die 3-Häuser-Methode, oder ein Vorgehen, das Eltern im Rahmen der Sicherheitsplanung ermutigt, eigene Vorschläge zu machen, könnten hier positiv zur Verwirklichung von Recht beitragen. Der Fokus auf Stärken und Schutzfaktoren könnte ein zusätzlicher Rahmen sein, der eine Mitarbeit von Eltern begünstigt. Aufgabe der Fachkräfte bliebe es jedoch, nach fachlichen Kriterien eigene Entscheidungen zum Gefährdungsstatement, der Skalierung, den Schutzziele des ASD und der Beurteilung von deren Umsetzung vorzunehmen, sodass in § 8a SGB VIII gesetzte Vorgaben zu fachlichen Einschätzungen im Verfahren und dem Schutz von Kindern weiter erfüllt werden können.

4.2 Menschenbild, Problemverständnis und die Theorie von Veränderung

Die Aufnahme dieses Punktes in die Expertise ist möglicherweise überraschend. Kinderschutzhandeln von Fachkräften kann als kollektive Praxis verstanden werden, d. h. als eine Praxis, die sich häufig durch die Verortung und Absprachen in Teams und in der Organisation stabilisiert und absichert. Zudem vertreten Fach- und Leitungskräfte im Kinderschutz überwiegend eine pragmatische und eklektizistische Orientierung, d. h. innerhalb eines durch Gesetze und Dienstanweisungen gesteckten Rahmens und der darin materialisierten Werte (Schutzauftrag, Beteiligungsorientierung) zählt vor allem, wie sich verschiedene Handlungselemente in der Praxis bewähren. Im Hintergrund stehende Ideen und Grundüberzeugungen spielen oft keine große Rolle. Deshalb wird in der Regel nicht allzu viel über Menschenbild, Problemverständnis und Theorie der Veränderung im Hintergrund von Arbeitskonzepten diskutiert. Zumindest kurz wollen wir aber auf diese Punkte eingehen, da die lösungsorientierte Kurzzeittherapie, auf die der Signs-of-Safety-Ansatz sich wesentlich stützt, hier eine Reihe bemerkenswerter Annahmen macht, die zu den üblichen Positionen im Kinderschutz in einem gewissen Spannungsverhältnis stehen. Zunächst ist zum Menschenbild festzuhalten, dass lösungsorientierte Ansätze, in Übereinstimmung mit mehreren Strömungen in der Familientherapie, wesentlich davon ausgehen, dass Menschen sich ihre Welt durch die Art und Weise, wie sie über ihre Situation denken und sprechen, wesentlich selbst erschaffen. Dies soll für einzelne Menschen, aber auch Familien als soziale Gruppen gelten. Philosophisch wird dies im Fall lösungsorientierter Therapien mit Ideen eines mehr oder weniger

radikalen sozialen Konstruktivismus und Strömungen postmodernen Denkens in Zusammenhang gebracht (für eine Übersicht siehe Heatherington/Johnson 2019). Denken und Sprechen trägt aus dieser Sicht dazu bei, dass Menschen bei und mit einem Problem verharren oder aber Ideen und Hoffnungen auf Weiterentwicklung entstehen. Viele der Interventionen im Signs-of-Safety-Ansatz sind entsprechend darauf gerichtet, in der Fallarbeit ein Momentum zu erzeugen, das positive Veränderung möglich erscheinen lässt und den Fokus von einem als unproduktiv wahrgenommenen Kreisen um Probleme und Gefahren hin zu einer kreativen und zupackenden Suche und Erprobung von Lösungen verschiebt. Radikale lösungsorientierte Ansätze (zu denen der Signs-of-Safety-Ansatz nicht zählt) gehen so weit zu erklären, dass die Vorgeschichte und das Verständnis von Problemen für Lösungen ohne größere Bedeutung seien (z. B. Perry 2019). Der Signs-of-Safety-Ansatz zählt nicht zu diesen radikalen Ansätzen, weil im Mapping mit dem „Gefährdungsstatement“ und der Erhebung „verkomplizierender Faktoren“ für einen Arbeitsansatz aus dem Spektrum lösungsorientierter Konzepte relativ viel Zeit auf die Problemanalyse verwendet wird. Allerdings ist die konzeptuelle Beschäftigung mit den verschiedenen möglichen Wegen der Entstehung misshandelnden, vernachlässigenden oder missbrauchenden Elternverhaltens eher dünn,⁶ stattdessen liegt der Schwerpunkt buchstäblich auf Fragen, die Familien im Kinderschutz zu selbst-initiiertem positiver Veränderung motivieren sollen. Aus dem Menschenbild lösungsorientierter Ansätze ergibt sich eine recht optimistische Theorie der Veränderung, sofern Menschen ihre Freiheit nutzen und anfangen, anders über sich und die Familie zu denken (Fife 2020). Als optimistisch ist diese Theorie zu charakterisieren, weil die methodisch besten vorliegenden empirischen Prüfungen der Wirkungen entsprechender Angebote, so verbesserungsbedürftig die empirischen Prüfungen auch selbst sein mögen, diese bislang doch nur in beschränktem Umfang bestätigen (Bond u. a. 2013, Abschnitt 3 dieser Expertise). Entsprechend ihrer Veränderungsübersicht gehen lösungsorientierte Ansätze davon aus, dass plötzliche und auch größere Veränderungen möglich sind, die an einer Stelle in einer Familie einsetzen und von da aus das ganze System in eine neue (bessere) Balance bewegen können (Perry 2019).

Menschenbild, Problemverständnis und Theorie der Veränderung lösungsorientierter Ansätze erzeugen im Kinderschutz eine gewisse Spannung innerhalb des Ansatzes und Spannungen im Verhältnis zu üblicher Praxis. Mindestens drei solche Spannungen erscheinen uns diskussionswürdig:

Spannung zwischen objektivierender Einschätzung und schneller Veränderung

Ein erstes solches Spannungsverhältnis im Ansatz selbst verläuft zwischen der objektivierenden, in der Verantwortung der Kinderschutzbehörde liegenden

⁶ In der ersten grundlegenden Buchveröffentlichung zum Signs-of-Safety-Ansatz (Turnell/Edwards 1999) geht es beispielsweise genau eine halbe Seite lang um den ökologischen Ansatz der Erklärung von Misshandlung und Vernachlässigung, gefolgt von einer Erörterung sozial konstruierter Grenzen zwischen noch „normalem“ und bereits „gefährdendem“ Elternverhalten. Die tatsächlich schon damals deutlich umfangreichere Befundlage, verschiedene Wege der Entstehung von Gefährdung und innerfamiliärer sexueller Missbrauch als zu erklärende und zu verstehende Gefährdungsform kommen, wenn wir richtig gelesen haben, nicht vor.

Einschätzung von Schädigung, Wiederholungsrisiko und Schutzfaktoren einerseits und der Unterstützung von selbst initiiertem Veränderung durch Familien andererseits, was eine Ermutigung, Aktivierung und Verantwortungsübertragung auf die Familie bzw. die Eltern verlangt. Auf eine objektivierende Einschätzung von Fachkräften zu Schädigung, Wiederholungsrisiko und Schutzfaktoren kann im Kinderschutzsystem nicht verzichtet werden, da rechtsstaatliches Vorgehen im Hinblick auf die Grundrechte von Eltern und Kindern sowie die Garantstellung von Fachkräften eine aussagekräftige, nachvollziehbare und transparent gewonnene Einschätzung unter Beachtung von Beteiligungsrechten verlangt. Gleichzeitig drohen hier aber eben durch diese Einschätzung eine weitere Problemverfestigung durch die intensive Erkundung von Problemen und Gefahren und damit höhere Hürden für ein Momentum in Richtung Veränderung. Soweit dies anhand der schriftlichen Materialien erkennbar ist, wird das Spannungsverhältnis im Signs-of-Safety-Ansatz durch vier Schritte entschärft:

- Zunächst einmal wird grundlegend eine Vereinbarkeit von professioneller Gefährdungseinschätzung einerseits und gelingender Unterstützung von positiver Veränderung durch einen Fokus auf Stärken und Schutzfaktoren behauptet (z. B. Turnell 2012a, S. 26). Die Notwendigkeit einer professionellen Gefährdungseinschätzung wird dabei anerkannt, was für lösungsorientierte Ansätze im Kinderschutz keinesfalls selbstverständlich ist. Gleichzeitig wird aber, völlig berechtigt, darauf bestanden, dass sich daraus allein noch keine Strategien für positive Veränderungen ergeben (z. B. Turnell/Edwards 1999, S. 102).⁷
- Die Gefährdungseinschätzung wird radikal vereinfacht und beschleunigt. Damit soll vermutlich die Zeitdauer, in der Gefahren und Probleme im Mittelpunkt stehen, so weit wie möglich begrenzt werden. Zwar finden sich in den Schriften zum Signs-of-Safety-Ansatz durchaus Formulierungen, wonach Risikoeinschätzungen die beste verfügbare Wissenschaft einbeziehen sollen (z. B. Turnell/Edwards 1999, S. 101),⁸ tatsächlich finden sich aber keine systematischen und auf Aussagekraft hin geprüften Methoden der Beschreibung von Wiederholungsgefahren oder der Erziehungsfähigkeit, die im Moment als beste verfügbare Wissenschaft gelten können (für Übersichten siehe Dixon u. a. 2017; Wodarski/Holosko/Feit 2015). Vielmehr wird in den Praxisbeispielen auf einfache Daumenregeln (z. B. Turnell 2012b, S. 11: „best predictor of future abuse is a clear understanding of past abuse“⁹) abgestellt. Zudem wird betont, die Fachkräfte sollten den Prozess der Einschätzung schnell durchlaufen (z. B. Munro/Turnell/Murphy 2016, S. 15).
- Weiter werden, unserem Eindruck nach, für Teile des Einschätzungsprozesses epistemologische Ansprüche, d. h. Ansprüche hinsichtlich der Aussagekraft der betreffenden Punkte, zugunsten eines angestrebten Eindrucks von Ausgewogenheit und einer Förderung der Zusammenarbeit mit den Eltern zurückgenommen. Insbesondere die Benennung von Stärken und Schutzfaktoren sowie der Einbezug von Perspektiven der Familie wird teilweise von nicht erfüllbaren oder konfliktträchtigen Erkenntnisansprüchen entlastet. Tatsächlich sind Schutz-

⁷ An der zitierten Stelle wird etwa zu Recht festgestellt: „Assessment does not equal solutions“ (Einschätzungen sind nicht mit Lösungen gleichzusetzen).

⁸ Soweit wir es überblicken, wird in den Schriften auch nur empirische Forschung zu Gefährdungseinschätzungen bis kurz nach der Jahrtausendwende zitiert (z. B. Turnell 2012a, S. 29).

⁹ Zu Deutsch: Der beste Vorhersagefaktor für zukünftige Misshandlung ist ein klares Verständnis früherer Misshandlung.

faktoren, zumindest bislang, schwer zu erkennen, da zum einen (im Unterschied zu Risikofaktoren) systematisches Wissen weitgehend fehlt und zum anderen im Einzelfall aus der zeitweisen Abwesenheit von Misshandlung, Vernachlässigung oder Missbrauch nicht einfach auf eine tatsächlich schützende Wirkung von Merkmalen in diesen Zeiten geschlossen werden kann.¹⁰ Der Einbezug der Perspektiven von Eltern und Kindern führt zwar immer zu einer ausgewogeneren, aber nicht immer zu einer aussagekräftigeren Einschätzung, da die Perspektiven von Eltern unter Umständen mit den Prozessen, die zur Gefährdung geführt haben, verknüpft sind (z. B. in der Form kognitiver Verzerrungen) oder Verdeckungsinteressen bzw. familiäre Machtverhältnisse diese Perspektiven prägen.¹¹ Wir haben keine Textstelle gefunden, an der die von uns vermutete Rücknahme von Erkenntnisansprüchen für die genannten Teile im Einschätzungsprozess klar ausformuliert worden wäre. Deshalb sind wir unsicher, ob Vertreterinnen und Vertreter des Signs-of-Safety-Ansatzes uns an dieser Stelle zustimmen würden. Aber der Schwerpunkt der Argumentation innerhalb des Signs-of-Safety-Ansatzes liegt an diesen Stellen (z. B. Turnell 2012b, S. 14) eindeutig nicht auf Einschätzungen, die tatsächlich zutreffend sind, sondern auf der Ermöglichung von Veränderung durch Vertrauensaufbau und Fokussierung auf positive Ausnahmen. Wir haben zudem auch kein Statement gefunden, in dem ausdrücklich behauptet wird, dass Risikoeinschätzungen durch die formulierten Stärken und Schutzfaktoren nicht nur ausgewogener, sondern auch aussagekräftiger werden würden.

- Schließlich wird die Einschätzung eingebettet in einen „Mapping“-Prozess, in dem Sichtweisen der Eltern spätestens mit dem eigenen Feld für ihre Ziele einen unangefochtenen Platz haben und in dem auch in sehr schwierigen Fällen, etwa bei elterlicher Verantwortungsabwehr im Hinblick auf bereits entstandene Verletzungen eines Kindes, um gemeinsame Grundlagen, etwa hinsichtlich der Vermeidung weiterer Kinderschutzverfahren, gerungen wird (Turnell/Essex 2006).

Um nicht missverstanden zu werden: Das Spannungsverhältnis zwischen professioneller Gefährdungseinschätzung und partnerschaftlicher Zusammenarbeit sowie Unterstützung von Veränderung bei Eltern kann auch in der üblichen Kinderschutzpraxis auftreten. Einschätzungsprozesse ereignen sich nicht in einem luftleeren Raum, sondern sind zwangsläufig Teil der Entwicklung oder Weiterentwicklung des Verhältnisses zwischen Familie und Jugendamt. Nicht umsonst hat Holland (2011) von einer in diesem Zeitraum entstehenden und später folgenreichen „Einschätzungsbeziehung“ gesprochen und vermerkt, dass Einschätzungsprozesse für Eltern und Kinder belastend sein und bedrohlich wirken können, weshalb sie nicht nur als Informationssammlung gestaltet werden können. Das Anliegen des

10 Dies hat drei Gründe: a) fluktuiert das Risiko von körperlichen bzw. sexuellen Übergriffen und bedeutsamen Vernachlässigungseignissen über die Zeit, sodass nicht einfach zu entscheiden ist, ob sich an einem Tag ohne Gefährdungseignis schützende Faktoren überhaupt zeigen konnten, b) sind Gefährdungseignisse auch in Kinderschutzfamilien in der Regel keine alltäglichen Ereignisse, sodass nicht einfach zu entscheiden ist, welche „Ausnahmen“ betrachtet werden sollen, c) schließlich verändern sich nach bekannt gewordenen Gefährdungseignissen in der Regel mehrere Faktoren bei den Eltern (z. B. Schuldgefühle) und in ihrer Umwelt (z. B. Kontrolltermine bei Kinderarzt und Gerichtsverfahren), sodass nicht einfach zu entscheiden ist, worauf es zurückzuführen ist, wenn es in einem bestimmten Zeitraum nicht zu weiteren Gefährdungseignissen kommt.

11 Dass „Ausgewogenheit“ ein problematischer Wert sein kann, wurde zuletzt intensiver im Hinblick darauf diskutiert, wie „ausgewogen“ Qualitätsmedien über (Schein-)Argumente von Organisationen berichten sollten, die einen menschengemachten Klimawandel oder die Gefährlichkeit der COVID-19-Pandemie verneinen. Hier hat sich gezeigt, dass ein gleichgewichtiger Einbezug problematische Einstellungen eher befördert (für eine Forschungsübersicht siehe O'Connor und Weatherall 2018). Inwieweit sich Eltern mit problematischen Sichtweisen auf Bedürfnisse und Rechte ihrer Kinder durch einen „ausgewogenen“ Einbezug ihrer Sichtweisen auch bestärkt fühlen, ist unseres Wissensstandes nach, bislang empirisch nicht geklärt.

Signs-of-Safety-Ansatzes, dieses Spannungsverhältnis zu entschärfen, ist daher legitim und wird von uns geteilt. Aufgrund von Menschenbild, Problemverständnis und Theorie der Veränderung lösungsorientierter Ansätze kann aber eine Sorge sein, dass Risikoeinschätzungen zu sehr vereinfacht werden und Fachkräfte sich über die Aussagekraft verschiedener Elemente im Einschätzungsprozess im Unklaren sind. Aufgrund der Offenheit des Signs-of-Safety-Ansatzes für lokale Weiterentwicklungen sehen wird allerdings auch, dass vor Ort den angesprochenen Gefahren vorgebeugt werden kann.

Spannung zwischen einem voluntaristischen und einem kompetenzorientierten Modell von Veränderung

Ein zweites Spannungsverhältnis, diesmal eher zwischen dem Signs-of-Safety-Ansatz und üblicher Praxis im Kinderschutz, betrifft ein eher voluntaristisches Modell von Veränderung im Verhältnis zu eher kompetenzorientierten Vorgehensweisen. Bei lösungsorientierten Ansätzen, insbesondere aus dem Bereich der Kurzzeittherapie, die den Signs-of-Safety-Ansatz wesentlich inspiriert haben, geht die Theorie von Veränderung davon aus, dass Menschen und Familien sich in kurzer Zeit erheblich verändern können, wenn neue Sicht- und Denkweisen angenommen werden. In der Regel wird dann, zumindest in den Fallbeispielen aus dem Signs-of-Safety-Ansatz, die wir daraufhin durchgesehen haben, noch eine Zeit von einigen Monaten vorgesehen, in der auf neue Denk- und Sichtweisen aufbauende neue Lösungsstrategien erprobt werden. Dann kann der Fall meist geschlossen werden.¹² Übliche Praxis im Kinderschutz ist es dagegen, unserer Wahrnehmung nach, Gefährdungereignisse eher als Folge eines Zusammentreffens von familiären Belastungen mit elterlichen Kompetenzmängeln und/oder tiefer verankerten Wahrnehmungsverzerrungen zu sehen, sodass die Theorie der Veränderung sowohl eine Entlastung der Familie als auch einen zwar nur mit Unterstützung der Eltern möglichen, aber doch längerfristigen Prozess von Kompetenzaufbau und/oder der Bearbeitung von Wahrnehmungsverzerrungen beinhaltet. Über die Sicherheitsplanung und lokale Anpassungen des Konzepts haben Jugendämter aber auch hier die Möglichkeit, für eine gute Balance zwischen von Familien und ihren Netzwerken gefundenen Lösungsansätzen und einem längerfristigen Kompetenzaufbau zu sorgen.

Spannung zwischen dem Konzept und einer etwas skeptischeren Empirie

Mit einer gewissen Sorge sehen wir schließlich eine sich aufbauende Spannung zwischen Konzept und Empirie. Nicht, dass das Konzept bereits an der Empirie gescheitert wäre, jedoch haben die herangezogenen unabhängigen Forschungsübersichten durchwegs das Fehlen einer gesicherten Wissensbasis festgestellt

12 In einem Fall (Turnell/Edwards 1999, S. 174f.), bei dem es um einen sexuellen Übergriff gegen eine Sechsjährige ging, wurde etwa (laut Fallbeispiel) auf der Grundlage der selbst erklärten Fähigkeit des Mannes, Abstand von Mädchen zu halten, der Aufnahme von zwei Teilzeitstellen, die ihn aktiv hielten, der Anstrengungen um Wiedervereinigung mit der Familie und dem Finden eines anderen Weges, sexuelle Bedürfnisse auszudrücken (Bordellbesuche), eine Beendigung des Falles vorgeschlagen.

(z. B. Sheehan u. a. 2018). Zudem deuten zumindest einige Einzelstudien auch auf schwache oder kontraproduktive Wirkungen hin. Irritierend ist für uns daher, dass einige Veröffentlichungen aus dem Signs-of-Safety-Ansatz den Eindruck zu erwecken versuchen, es handle sich um ein bereits gut evaluiertes Konzept (z. B. Turnell 2012a). Zudem haben wir keinen Hinweis darauf gefunden, dass innerhalb des Ansatzes kritische empirische Befunde aufgegriffen, diskutiert und eventuelle Weiterentwicklungen erwogen werden. Gerade weil uns das Modell, zumindest für leichtere Fälle, vielversprechend erscheint, wäre eine solche Schulbildung bedauerlich. Zumindest, solange Jugendämter mit Forschung im Dialog bleiben, ist es aber auch hier möglich, Fortentwicklungen des Wissensstandes im Blick zu behalten.

4.3 Herausforderungen und Fallstricke der Implementation

Mit Projektberichten zur Einführung des Signs-of-Safety-Ansatzes aus mehreren Ländern und mindestens zwei etwas ausführlicheren Studien zu Prozessen der Implementation aus Australien (Salveron u. a. 2015) und England (Munro/Turnell/Murphy 2016) lässt sich festhalten, dass grundsätzliche Barrieren für die Implementation weniger auf der Ebene der Fachkräfte bestehen, auch wenn die einigermaßen konsistente Anwendung der Methoden und Arbeitsansätze in der großen Bandbreite der Kinderschutzfälle häufig als große Herausforderung beschrieben wurde. Häufiger wird eine Skepsis auf der Leitungsebene als eine der Barrieren benannt oder umgekehrt eine dort im Einzelfall bestehende Unterstützung als wesentliche Voraussetzung für die gelungene Implementation hervorgehoben (z. B. Salveron u. a. 2015). Vor allem die aus England vorliegenden Berichte erwähnen, dass die Einführung des Signs-of-Safety-Ansatzes in einer durch den Risikodiskurs geprägten und einer gegenüber dem Kinderschutzsystem mehr oder weniger vorwurfsvollen Öffentlichkeit als Wagnis verstanden wurde. Als große Barriere wurden langfristig gewachsene, in Verfahren und (elektronischen) Dokumentationssystemen zum Ausdruck kommende Arbeitsweisen beschrieben, die gerade in der Einführungsphase des Signs-of-Safety-Ansatzes häufig eine schwierige Koexistenz mit den neuen Arbeitsansätzen führen mussten.

5.

Zusammenfassende Bewertung

Der von der lösungsorientierten Kurzzeittherapie inspirierte Signs-of-Safety-Ansatz zielt darauf, konstruktive Beziehungen zwischen Fachkräften und Familie zur Grundlage von Kinderschutzarbeit zu machen. Ermöglicht werden soll dies durch eine konsequente Betonung von Stärken, Schutzfaktoren und Lösungsideen der Familie. Fachlich durchgeführte Gefährdungseinschätzungen sollen dadurch ausgewogener werden. Zudem werden konkrete Methoden für den Einbezug von Kindern vorgeschlagen.

Bislang vorliegende Evaluationen mit Kontrollgruppe sind in ihrer Anzahl und Laufzeit sehr begrenzt. Beispielsweise hat bislang keine Studie untersucht, inwieweit ein Einsatz von Signs-of-Safety mit einer verbesserten Fürsorge und Erziehung bei den beteiligten Kinderschutzfamilien einhergeht. Im angloamerikanischen Raum gibt es Hinweise darauf, dass lösungsorientierte Ansätze, einschließlich des Signs-of-Safety-Konzepts, mit weniger Fremdunterbringungen nach Gefährdungsmitteilungen einhergehen, teilweise jedoch um den Preis einer Zunahme wiederholter Gefährdungen. Zwei europäische Studien mit allerdings kurzer Laufzeit fanden im Vergleich zu einer Kontrollgruppe keinen Rückgang des Gefährdungsrisikos mittels standardisierter und geprüfter Risiko einschätzungsverfahren. Eltern schätzen in bislang vorliegenden Evaluationen die Arbeitsprinzipien des Signs-of-Safety-Ansatzes und berichten im Mittel von einer verbesserten Zusammenarbeit mit Fachkräften. Trotzdem konnte aus Sicht der Eltern in der einzigen Studie hierzu mehrheitlich keine deutliche Verbesserung ihrer Lebenssituation erreicht werden, und in Westeuropa (außer England) sind auch zwei Versuche gescheitert, ein Empowerment der Eltern nachzuweisen. Auswirkungen auf die Partizipation von Kindern wurden bislang kaum untersucht. Methodisch schwache Studien deuten darauf hin, dass sich Kinder im Signs-of-Safety-Ansatz gehört fühlen. Inwieweit sie im Vergleich zu üblicher Praxis tatsächlich mehr ermutigt werden können, ihre Sorgen und Nöte einzubringen und einen Einfluss auf Entscheidungen ausüben, ist unklar. Im Hinblick auf Fachkräfte deuten Implementationsstudien darauf hin, dass der Ansatz im Mittel positiv aufgenommen wird. Auswirkungen auf die Stabilität von Arbeitsverhältnissen und die Arbeitszufriedenheit wurden noch nicht untersucht.

Mit dem Kinderschutzrecht in Deutschland scheint der Ansatz vereinbar. Vor dem Hintergrund des Menschenbildes, Problemverständnisses und der Theorie von Veränderung in lösungsorientierten Kurzzeitansätzen könnten konzeptuelle Probleme in einer allzu starken Vereinfachung der Risikoeinschätzung, einem allzu starken Vertrauen in schwer erkennbare Schutzfaktoren und einem allzu großen Vertrauen in schnelle, nachhaltige Veränderungen bestehen. Aufgrund der konzeptuellen Offenheit des Ansatzes haben an einer Einführung des Ansatzes interessierte Jugendämter jedoch die Möglichkeit, dem entgegenzusteuern.

6.

Literaturverzeichnis

- Antle, Becky/Barbee, Anita/Christensen, Dana/Sullivan, Dana (2009): The prevention of child maltreatment recidivism through the solution-based casework model of child welfare practice. In: *Children and Youth Services Review*, 31. Jg., S. 1346–1351
- Antle, Becky/Christensen, Dana/Van Zyl, Michiel/Barbee, Anita (2012): The impact of the Solution Based Casework (SBC) practice model on federal outcomes in public child welfare. In: *Child Abuse & Neglect*, 36. Jg., S. 342–353
- Baginsky, Mary/Moriarty, Jo/ Manthorpe, Jill/Beecham, Jennifer/Hickman, Ben (2017): *Evaluation of signs of safety in 10 pilots*. London
- Baginsky, Mary/Hickman, Ben/Moriarty, Jo/Manthorpe, Jill (2020): Working with Signs of Safety: Parents' perception of change. In: *Child & Family Social Work*, 25. Jg., S. 154–164
- Bartelink, Cora/de Kwaadsteniet, Leontien/Ten Berge, Ingrid/Witteman, Cilia (2017): Is it safe? Reliability and validity of structured versus unstructured child safety judgments. In: *Child & Youth Care Forum*, 46. Jg., S. 745–768
- Boghossian, Paul (2013): *Angst vor der Wahrheit: ein Plädoyer gegen Relativismus und Konstruktivismus*. Frankfurt a. M.
- Bond, Caroline/Woods, Kevin/Humphrey, Niels/Symes, Wendy u. a. (2013). Practitioner review: The effectiveness of solution focused brief therapy with children and families: A systematic and critical evaluation of the literature from 1990–2010. In: *Journal of Child Psychology and Psychiatry*, 54. Jg., H. 7, S. 707–723
- De Jong, Peter/Kim Berg, Insoo (2013): *Interviewing for Solutions*. 4. Aufl. Belmont
- Dixon, Louise/Perkins, Daniel/Hamilton-Giachritsis, Catherine/Craig, Leam (Hrsg.) (2017): *The Wiley Handbook of what Works in Child Maltreatment: An Evidence-based Approach to Assessment and Intervention in Child Protection*. Hoboken
- Fife, Stephen (2020): Theory: The Heart of Systemic Family Therapy. In: Wampler, Karen (Hrsg.): *The Handbook of Systemic Family Therapy*. Hoboken, S. 295–316
- Government of Western Australia Department for Child Protection (2012): *2012 Signs of Safety Evaluation Report*. Perth
- Gilbert, Neil/Parton, Nigel/Skivenes, Marit (2011): *Child protection systems: International trends and orientations*. New York

Hayes, D., McGuigan, K., Pinkerton, J., and Devaney, J. (2014). Evaluation of Safety in Partnership: Phase Two Report - Perspectives on Practice. Queens Universität Belfast.

Heatherington, Laurie/Johnson, Benjamin (2019): Social constructionism in couple and family therapy: Narrative, solution-focused, and related approaches. In: Fiese, Barbara/Celano, Marianne/Deater-Deckard, Kirby/Jouriles, Ernest/Whisman, Mark (Hrsg.): APA handbook of contemporary family psychology. Vol. 1: Foundations, methods, and contemporary issues across the lifespan. Washington, S. 127–142

Holland, Sally (2011): Child and Family Assessment in Social Work Practice. 2. Aufl. London

Holmgård Sørensen, Tove (2009): Familien I Centrum. Socialcentrenes Implementering af Losningsfokuserede Metoder, Malog Rammekontoret for Born og Familier (The Family in Focus, Social service centre for implementation of Solution-focused methodologies, goal orientations of the office for children and families). P. Socialforvaltningen (Social Services Department), Københavns Kommune Copenhagen, Denmark. København

Isokuortti, Nanne/Aaltio, Elina/Laajasalo, Taina/Barlow, Jane (2020): Effectiveness of child protection practice models: a systematic review. In: Child Abuse & Neglect, 108. Jg.

Izdelis Rothe, Monica/Nelson-Dusek, Stephanie/Skrypek, Maggie (2013): Innovations in Child Protection Services in Minnesota: Research Chronicle of Carver and Olmsted Counties. St. Paul

Karpetis, George (2017): Theories on Child Protection Work with Parents: A Narrative Review of the Literature. In: Child Welfare, 95. Jg., S. 33–70

Lwin, Kristen/Versanov, Avi/Cheung, Connie/Goodman, Deborah/Andrews, Nancy (2014): The use of mapping in child welfare investigations: A strength-based hybrid intervention. In: Child Care in Practice, 20. Jg., S. 81–97

Milner, Joel/Gold, Ruth/Ayoub, Catherine/Jacewitz, Marion (1984): Predictive validity of the Child Abuse Potential Inventory. In: Journal of Consulting and Clinical Psychology, 52. Jg., S. 879–884

Möbius, Thomas/Friedrich, Sybille (2010): Ressourcenorientiert arbeiten. Anleitung zu einem gelingenden Praxistransfer im Sozialbereich. Wiesbaden

Munro, Eileen (2019): Effective child protection. 3. Aufl. London

Munro, Eileen/Turnell, Andrew/Murphy, Terry (2016): 'You Can't Grow Roses in Concrete': Organisational reform to support high quality Signs of Safety practice. https://www.basw.co.uk/system/files/resources/basw_102921-2_0.pdf (14.09.2020)

Nelson-Dusek, Stephanie/Izdelis Rothe, Monica/Roberts, Yvonne/Pecora, Peter (2017): Assessing the value of family safety networks in child protective services: Early findings from Minnesota. In: Child & Family Social Work, 22. Jg., S. 1365–1373

- O'Connor, Cailin/Weatherall, James (2018): *The Misinformation Age: How False Beliefs Spread*. New Haven/London
- Oliver, Carolyn (2017): *Strengths-Based Child Protection: Firm, Fair, and Friendly*. Toronto
- Perry, Vernesa (2019): *Solution-Focused Therapy with Families* In: Metcalf, Linds (Hrsg.): *Marriage and Family Therapy*. 2. Aufl. New York, S. 261–288
- Reekers, Sari/Dijkstra, Sharon/Stams, Geert/Asscher, Jessica/Creemers, Hanneke (2018): *Signs of effectiveness of signs of safety? – A pilot study*. In: *Children and Youth Services Review*, 91. Jg., S. 177–184
- Roessler, Marianne/Gaiswinkler, Wolfgang (2012): *Der Signs of Safety-Ansatz. Ambivalenzmanagement, Praxis und Praxisforschung in der Jugendwohlfahrt*. In: Brandstetter, Manuela/Schmid, Tom/Vyslouzil, Monika (Hrsg.): *Community Studies aus der Sozialen Arbeit*. Wien, S. 223–265
- Rogers, Michael/Parkinson, Kate (2018): *Exploring approaches to child welfare in contexts of domestic violence and abuse: Family group conferences*. In: *Child & Family Social Work*, 23. Jg., S. 105–112
- Salveron, Mary/Bromfield, Leah/Arney, Fiona (2015): *Understanding the Signs of Safety Theory of Change and comparing outcomes for children pre and post Signs of Safety*. Presentation held at the British Association for the Prevention and Study of Child Abuse and Neglect (BASPCAN) Meeting, 12-15th April 2015. University of Edinburgh. Edinburgh
- Salveron, Mary/Bromfield, Leah/Kirika, Clara/Simmons, Jane/Murphy, Terry/Turnell, Andrew (2015). 'Changing the way we do child protection': *The implementation of Signs of Safety® within the Western Australia Department for Child Protection and Family Support*. In: *Children and Youth Services Review*, 48. Jg., S. 126–139
- Sheehan, Lucy/O'Donnell, Cloe/Brand, Sarah/Forrester, Donald u. a. (2018): *Signs of safety: Findings from a mixed methods systematic review focussed on reducing the need for children to be in care*. London
- Simmons, Catherine/Shapiro, Valerie/Accomazzo, Sarah/Manthey, Trevor (2016): *Strengths-Based Social Work: A Meta-Theory to Guide Social Work Research and Practice*. In: Coady, Nick/Lehmann, Peter (Hrsg.): *Theoretical Perspectives for Direct Social Work Practice*. 3. Aufl. New York, S. 131–154
- Simon, Fritz (2020): *Einführung in Systemtheorie und Konstruktivismus*. 9. Aufl. Heidelberg
- Stadtjugendamt Erlangen/Gedik, Kira/Wolff, Reinhardt (2018): *Kinderschutz im Dialog: Grundverständnis und Kernprozesse kommunaler Kinderschutzarbeit*. Opladen u. a.
- Turnell, Andrew (1998): *Aspiring to Partnership: The Signs of Safety Approach to Child Protection*. Burswood

- Turnell, Andrew (2012a): The Signs of Safety. Comprehensive Briefing Paper (Übersetzt von Andreas König, Julia Jäger und Ulla Peters). https://orbilu.uni.lu/bitstream/10993/23487/1/Signs%20of%20Safety_Briefing%20Paper%202013_dt.pdf (04.08.2020)
- Turnell, Andrew (2012b): The Signs of Safety Workbook. Perth
- Turnell, Andrew/Edwards, Steven (1997): Aspiring to Partnership. The Signs of Safety approach to child protection. In: Child Abuse Review, 6. Jg., S. 179–190
- Turnell, Andrew/Edwards, Steve (1999): Signs of Safety: A Solution and Safety Oriented Approach to Child Protection. New York
- Turnell, Andrew/Essex, Susie (2006): Working with denied child abuse: the resolutions approach. Maidenhead
- van der Put, Claudia/Assink, Mark/Stams, Geert (2016). Predicting relapse of problematic child-rearing situations. In: Children and Youth Services Review, 61. Jg., S. 288–295
- Vink, Remy/de Wolff, Marianne/van Dommelen, Paula/Bartelink, Cora/van der Veen, Soraya (2017): Empowered door Signs of Safety? Onderzoek naar de werkzaamheid van Signs of Safety in de Jeugdzorg. Leiden
- Wodarski, John/Holosko, Michael/Feit, Marvin (Hrsg.) (2015): Evidence-informed assessment and practice in child welfare. London

Deutsches Jugendinstitut e. V.

Nockherstraße 2
D-81541 München

Postfach 90 03 52
D-81503 München

Telefon +49 89 62306-0

Fax +49 89 62306-162

www.dji.de